Die Peripathetiker des Achtzehnten Jahrhunderts oder Wanderungen zweyer Aufklärer.

Zweyter Theil.

Wenn des Menschen Sohn kommen wird, meynest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?
Lucä 18, 8.

Altona,
bey der Verlagsgesellschaft.
1795.

Die Peripathetiker des Achtzehnten Jahrhunderts oder Wanderungen zweyer Aufklärer.

Zweyter Theil.

Wenn des Menschen Sohn kommen wird, meynest du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?

Lucä 18, 8.

Altona,

bey der Verlagsgesellschaft.

1795.

Abentheuerliche Wanderungen
durch die
Preußischen Staaten
in Bezug
auf die neusten religiösen und politischen
Vorfälle.

Das sicherste Mittel, Rebellionen vorzubauen, besteht darin, daß die Regenten Aufklärung befördern, und selbst aufgeklärt denken und handeln. Dagegen sind stehende Heere, Preßzwang, Bücherverbote, u. s. f. nur Palliativmittel für eine kurze Zeit, und nach der Staatssemiotik gewisse Zeichen einer nahe bevorstehenden gewaltsamen Revolution, die dann auch eben so nöthig ist, als das heftige Fieber, das die gütige Natur zuweilen bey den Menschen erregt, um die Krankheitsmaterie zu vertreiben und auszuführen. Am allergefährlichsten aber ist es, wenn ein Monarch etwas Schlechtes einführt, das vorher besser war. Denn dann arbeitet er mit Gewalt der Rebellion entgegen.

Graf v. Schmettow.

Altona,
bey der Verlagsgesellschaft.
1795.

Allen

Freunden,

Vertheidigern

und

Beförderern

der

Denk- und Preßfreyheit

gewidmet.

Euch, Ihr Edlen, die Ihr den großen Vorzug des Menschen, frey zu denken, gehörig schätzt und weise gebraucht; die Ihr das nie zu veräußernde Recht, das Gedachte zu verbreiten, Jemanden einschränkt, aber auch Euch nicht einschränken laßt: Euch sey diese Schrift gewidmet. Freylich, wer von der Gabe zu denken, keinen Gebrauch macht, wer aus eigener Erfahrung sich ihrer nicht bewußt worden, und ihren Werth nicht empfunden, dem ist es gleichgültig, ja vielleicht angenehm, wenn ihm das eigene Denken

als Verbrechen wider Gott und den Staat verboten wird; wenn er sich, gleich einem Uhrwerk aufziehen und auf diese oder jene verlangte Meynung stellen lassen kann; wenn ihm jedes Wort, welches er in seinem Berufe braucht, so vorgeschrieben wird, daß ihm ein geistlicher Minister, oder eine Gewissenskommission, gleich jenem Engel in der Offenbarung Johannis zuruft: Verflucht (d. h. kassirt, und nach Befinden mit noch härtern Strafen belegt) sey, wer etwas dazu oder davon thut. — Wer aber dies angenehm findet, der wird es auch für kein Unrecht, für keine Beraubung der edelsten Freuden Anderer, für keine Einschränkung der Ausübung ihrer ersten Pflichten halten, wenn er der Denkfreyheit willkührliche Grenzen setzt, und dem Gebrauch der Vernunft Hindernisse in den Weg legt. — Bey Euch, Ihr Edlen, ist dies aber nicht der Fall. Unnennbare Freuden gewährte Euch das unablässige Forschen nach Wahrheit; unnenn-

nennbare Freuden die Verbreitung derselben unter Euren schlecht unterrichteten und mit Irrthümern und Vorurtheilen angefüllten Mitbrüdern; unnennbare Freuden die Früchte, die Ihr davon im richtigen Denken und Handeln Anderer saht. Muthig und ohne Menschenfurcht vertheidigtet Ihr dahero die Denk- und Preßfreyheit selbst gegen gekrönte und besternte Männer, die aber, wie ein vortreflicher Schriftsteller sagt, ihre Krone auf einem leeren Haupte, ihren Stern auf einer gefühllosen Brust tragen. Muthig und ohne Menschenfurcht suchtet Ihr den Gebrauch dieses Rechts nicht allein für Euch, sondern auch für Eure Mitbrüder zu erkämpfen.

Fahret in diesen Bemühungen fort, edle Männer! Achtet nicht das Geschrey gedankenloser und verachtungswürdiger Buben! Durchbrechet mit edlem Eifer die Schranken, welche sie Euch

ungerechter Weise setzen wollen! Flößet durch Euren Muth, durch Eure Verachtung der Gefahren, durch Eure standhafte Erduldung der Euch im Dienste der Wahrheit betreffenden Unannehmlichkeiten, den Schwachen Muth ein, Euch zu folgen.

Belohnen wird Euch dafür das Bewußtseyn Eures Herzens, Eurer Menschenwürde nichts vergeben zu haben; belohnen der — wenn auch oft nur stille — Dank Eurer Zeitgenossen, die im Lichte der von Euch verbreiteten Wahrheit frey und sicher wandeln; belohnen endlich eine aus der Sklaverey des Geistesdespotismus befreyete Nachkommenschaft. Noch nach Jahrhunderten wird bey Euren Namen Freude die Herzen der vorzüglichsten Menschen erfüllen. Noch nach Jahrtausenden werdet Ihr in den Jahrbüchern des Menschengeschlechts als Wohlthäter desselben aufgezeichnet stehen.

Ihr werdet in diesem Buche die Bemühungen und Schicksale zweyer von Euch geschätzten Männer finden, welche, gleich Euch, die Menschen von schädlichen Irthümern zu befreyen, und eine bessere Denkungsart, bessere Gesinnungen unter ihnen zu verbreiten suchten. Sie fanden freylich der Hindernisse viele. Despotie und Priesterkabale machten ihnen freylich manche unangenehme Stunde, zogen ihnen manchen widrigen Zufall zu. Aber nichts konnte ihren Muth gänzlich vertilgen; nichts ihren Eifer in Betreibung des unternommenen Geschäftes schwächen. Sie wußten, sie thaten ihre Pflicht. Sie sahen ihre Bemühungen nicht ganz fruchtloß. Die besten Menschen, versagten ihnen nie ihren Beyfall. Und dies war ihnen genug.

Edle Männer! denen ich diese Schrift widme, duldet wie sie! Bleibt thätig wie sie.

Tausende mit mir freuen sich Eures Muthes; tausende mit mir verdanken Euch ihre seligsten Stunden. In ihrem Namen sage ich Euch den innigsten Dank. In ihrem Namen verspreche ich Euch: Ihr werdet nicht vergebens wider das Reich der Unvernunft kämpfen.

Ein-

Einleitung.

Es läßt sich nicht leicht etwas Entzückenderes, etwas Seelenerhebenderes, etwas über alle übernommene Arbeiten und erduldete Widerwärtigkeiten belohnenderes denken, als der Blick eines Menschenfreundes auf die erwünschten Folgen seiner Bemühungen, zur Vermehrung menschlicher Tugend und Glückseligkeit. Wer auch ohne den mindesten Eigennutz, wer in der reinsten Absicht Anstalten zur Beförderung des Menschenwohls errichtete oder beförderte, dem bleibt doch immer der Wunsch und die Hoffnung natürlich, seine Bemühungen mögten so fruchtbar als möglich an beglückenden Folgen für die Menschheit seyn. Und wenn es in seiner Macht steht,

so versäumt er keine Gelegenheit, den Wirkungen seiner Bemühungen nachzuforschen. Dies war nun auch der Fall mit den beyden Reisenden, die wir itzt auf ihrer Reise durch Preußen begleiten wollen.

Wer sollte es nicht wissen, wie erhaben die Absicht war, die Jesus bey seinem ersten Aufenthalte auf der Erde, vor beynahe 2000 Jahren zu erreichen wünschte, und durch alles was er lehrte und that wirklich zu erreichen bemüht war. Er wollte nämlich, wie er es oft selbst sagte, ein Reich Gottes auf Erden gründen, d. h. er wollte durch seine Unterweisungen die Menschen dahin bringen, daß sie sich ohne fremde Gesetzgebung für ihren Glauben und für ihre Sitten behelfen, und in diesen beyden Stücken nur den Gesetzen ihrer Vernunft folgen sollten. Er wollte in dieser Absicht den Priesterdespotismus — der aber auch oft von weltlichen Regenten ausgeübt wird — zerstören, der seinen Einfluß auf die Menschen noch weiter als Gott selbst ausdehnt, indem er ihrer Vernunft Fesseln anlegt, und sie in dem Gängelbande der Vorurtheile,

der Irrthümer und des Aberglaubens leitet. Er wollte die Menschen auf die Gesetze ihrer eigenen Vernunft aufmerksam machen, damit sie die Vorschriften für ihr Verhalten, nicht für willkührliche Befehle eines fremden Gesetzgebers ansehen, und sie nur aus Furcht für Strafe oder aus Hoffnung auf Belohnung beobachten sollten, weil bey solcher Denkungsart keine reine Tugend möglich ist. Er wollte durch seinen Unterricht und durch sein Verhalten die Menschen auf die Würde aufmerksam machen, die sich in ihnen so deutlich offenbaren würde, wenn nicht Erziehung, Unterricht, Gesetzgebung, Staatsverfassung u. s. w. es ganz eigentlich darauf anzulegen schien, jede Spur dieser Würde zu vertilgen. Er wollte die Menschen sollten nicht gut seyn, weil es sie glücklich macht, nicht das Böse unterlassen, weil sie dadurch unglücklich würden, sondern sie sollten, wie es sich für vernünftige Wesen schickt, aus Achtung für die Gesetze der Vernunft ihre Pflichten erfüllen, aus Achtung ihrer Menschenwürde das Böse unterlassen. Er wollte die Menschen zu der

mora=

moralischen Freyheit und Gleichheit bringen, bey welcher Alle dieselben Gesetze der Vernunft befolgen, Alle ihre eigene Gesetzgeber seyn. Er wollte deshalb die Vorurtheile von höherer Geburt, von höherem Stande, die Irrthümer von dem Rechte eines Menschen über den Andern: ihm willkührliche Gesetze für sein moralisches Verhalten vorzuschreiben, ausrotten. Er wollte die damals, — leider! auch noch itzt — herrschende Meynung zerstören, als könnten wir dem höchsten Wesen durch Beobachtung der Ceremonien des äußeren Gottesdienstes, wirklich dienen. Er lehrte deshalb, daß wir nur durch Reinigkeit des Herzens Gott wohlgefällig werden, und den Mangel derselben durch nichts anders, weder durch Beten, Fasten, Kasteyungen, Opfer u. dergl. noch durch die Tugend eines Andern ersetzen können. Er gründete auch deshalb seine Sittenlehre nicht auf die Religion *), son-

*) Es wird in dieser Schrift dies Wort oft gebraucht werden. Um aber alle Mißdeutungen zu vermeiden, merke ich an, daß es in zweyerley Bedeutung ge-

sondern wie es der Natur des Menschen gemäß ist, die Religion auf Moral.

Diese

geschieht. 1) Subjectiv; als die Erkenntniß aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote. In diesem Verstande ist Religion bloß eine innere Ueberzeugung, welche sich nur bey moralisch gutgesinnten Menschen findet. Sie kann in diesem Sinne nicht anders als durch Verbreitung der Tugend befördert werden. Ihre Reinigkeit, Vollständigkeit und Gewißheit in jedem Menschen können wir nie ganz sicher bestimmen, so lange es uns noch unmöglich ist, seine Moralität — die hier von Legalität seiner Handlung unterschieden werden muß — genau anzugeben. 2) Objektiv; als Inbegriff der Meynüngen, die irgend eine Kirche als Glaubenslehren vorträgt. In diesem Sinne läßt sich Religion ohne Sittlichkeit denken, und wird auch in der That oft ohne dieselbe bey den Menschen angetroffen. Man kann in diesem Verstande die Reinigkeit und Lauterkeit der Religionen — im erstern Sinne giebt es nur eine Religion — bestimmen, wenn man sie nämlich mit den Ideen vergleicht, welche uns die theoretische und praktische Vernunft von Gott verschaft. — Obgleich nun kein Mensch ohne Tugend Religion (Subjektive) haben kann, und man also vor allen Dingen vor die Ausbreitung tugendhafter Gesinnun-

Diese und so viele andere Lehren, die wir in seinen Reden, welche uns seine Schüler aufgezeichnet haben, gewiß deutlicher finden, als alles, was uns die Seylers in ihren grö- ßern und kleinern Compendien, oder orthodoxe Glaubenscollegia als Lehre Jesu aufbinden wollen, waren allerdings hinreichend, die Menschen, welche diese Lehre befolgten, zu würdigen Mitgliedern im Reiche Gottes zu machen. Wären die Menschen seiner Zeit für diese Lehre empfänglicher gewe- sen, wären seine Nachfolger in seine Fuß- stapfen getreten, gewiß! es würde um das Menschengeschlecht besser stehen, als es jetzo steht. Alle Kriege, diese Geißeln der Men- schen, diese Mittel gekrönter Räuber, zur Befriedigung ihrer doch nie zu befriedigenden Raubsucht; diese Kriege, die alle Arten von

Laster

nungen zu sorgen hat; so ist es doch auch nothwendig die Religion — in so fern man den Kirchenglauben darunter versteht, von allem Aber- glauben und aller Schwärmerey zu reinigen, weil man dadurch manches Hinderniß der Mora- lität aus dem Wege räumt.

Laster und Sittenlosigkeit, alle Arten von Unmenschlichkeit, bey deren bloßer Vorstellung das Herz des fühlenden Menschen zurückbebt, über ganze Länder und Völker verbreiten; die — wie irgend jemand sehr wahr sagt — mehr böse Menschen machen, als sie wegnehmen, — würden dann nicht mehr seyn. Katholische und protestantische Inquisitionsgerichte, von welchen der Vernünftige und Besserdenkende als ein Missethäter behandelt wird, würde man dann nicht einmal dem Namen nach kennen. Regenten würden dann nicht mehr glauben, die Hunderttausende ihrer Unterthanen wären nur deshalb da, um ihnen mit ihrem Vermögen und Leben zur Befriedigung ihrer Leidenschaften zu dienen. Der Rechtschaffene würde dann nicht seiner Rechtschaffenheit wegen, zum Gegenstande des Spottes und der Verachtung gemacht werden. Der Freund der Wahrheit dürfte dann keine unrechtmäßige Unterdrückung seines Strebens nach richtigen Einsichten, und der Verbreitung der erkannten Wahrheit befürchten. Die

Richter menschlicher Handlungen, die Verwalter der Gerechtigkeit, würden dann nicht aus Partheylichkeit und Eigennutz die Sache der Schuldigen vertheidigen und den Schuldlosen bestrafen. Niemand würde dann den Andern, wegen seiner verschiedenen Meynung, über Dinge die keiner ausmachen kann, hassen und verfolgen. Neid und Bosheit würden dann nicht mehr der Ausführung nützlicher Anstalten zur Beförderung des Menschenwohls unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen. Die Lehrer der Religion würden dann nicht ihre Ehre darin suchen, unglaubliche, unverständliche, und unvernünftige Meynungen als göttliche Offenbahrungen vorzutragen. — Jeder würde dann ruhig im Besitze seines rechtmäßigen Eigenthums, in der durch keine menschliche Macht getrennten Gesellschaft seiner Familie und Freunde, der Früchte seines Eigenthums und die Freuden der Geselligkeit genießen. Jeder würde dann nach seiner Ueberzeugung, und nicht nach vorgeschriebenen anbefohlenen Meynungen,

nicht

nicht nach aufgelegten Gebräuchen den Oberherrn im Reiche der Tugend verehren. Jeder könnte dann seine Pläne zur Verbesserung der Menschheit ungestört ausführen. Das ganze menschliche Geschlecht würde, umschlungen von dem Bande der reinsten Menschenliebe, sich nur als eine Familie betrachten und jedes Mitglied als sich selbst achten. Hand in Hand würden sie als liebende Brüder den Pfad des Lebens wandeln. Das Glück anderer zu befördern, würde ihnen eben so viel Freude machen, als ihr eigen Wohl zu mehren. Jeder würde eine vernünftige Freyheit genießen, und jeder sie dem andern gestatten. — Das menschliche Geschlecht einst in einer solchen Lage zu wissen, das war die Hoffnung durch welche Christus sich stärkte, wenn gedankenlose und heuchlerische Priester ihn verfolgten, wenn ungerechte Richter ihn der Wuth eines blind eifernden Volkes aufopferten. In wie weit er seine Absicht erreicht habe, diesen Gedanken hing er oft in jenen höhern Regionen des Weltalls nach, die er

nach seinem Abschiede von dieser Erde betreten. Die Nachrichten die er darüber von den Menschen, welche nach ihm diese Erde verlassen, einzog, waren freylich oft sehr niederschlagend. Er erfuhr *): „Wie mystische Schwärmereyen in Eremiten- und Mönchsleben und Hochpreisung der Heiligkeit des ehelosen Standes, eine große Menschenzahl für die Welt unnütz machten. Wie damit zusammenhängende vorgebliche Wunder das Volk unter einen blinden Aberglauben mit schweren Fesseln drückte; wie mit einer sich freyen Menschen aufdringenden Hierarchie, sich die schreckliche Stimme der *Rechtgläubigkeit* aus dem Munde anmaßender, alleinig berufener Schriftausleger erhob, und die christliche Welt wegen Glaubensmeynungen in erbitterte Partheyen trennte. Er erfuhr: wie im Orient, wo der Staat sich auf eine lächerliche Art selbst mit Glaubensstatuten der Priester und dem

Pfaf-

*) Kants Rel. innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft, pag. 105. und 106.

Pfaffenthum befaßte, anstatt sie in den engen Schranken eines bloßen Lehrstandes (aus dem sie jederzeit in einen regierenden überzugehen geneigt sind), zu halten, wie, sage ich, dieser Staat endlich auswärtigen Feinden, die zuletzt seinem herrschenden Glauben ein Ende machten, unvermeidlicher Weise zur Beute wurde. Er erfuhr: wie im Occident, wo der Glaube seinen eigenen, von der weltlichen Macht unabhängigen Thron errichtet hat, von einer angemaßten Statthalterschaft Gottes, die bürgerliche Ordnung samt den Wissenschaften (welche jene erhalten) zerrüttet und kraftlos gemacht wurden. Er erfuhr: wie beyde christliche Welttheile, gleich den Gewächsen und Thieren, die durch eine Krankheit, ihrer Auflösung nahe, zerstörende Insekten herbeylocken, diese zu vollenden von Barbaren befallen wurden; wie jenes geistliche Oberhaupt Könige, wie Kinder, durch die Zauberruthe seines angedrohten Banns beherrschte, und züchtigte, sie zu entvölkernden, auswärtigen Kriegen (den Kreuzzügen), zur Befehdung

untereinander, zur Empörung der Unterthanen gegen ihre Obrigkeit, und zum blutdürstigen Hasse gegen ihre anders denkenden Mitgenossen eines und desselben allgemeinen so genannten Christenthums aufreizte. Er erfuhr: wie man durch unlautere, unvernünftige Zusätze, das, was man für seine Lehre ausgab, dem was er wirklich gelehret, ganz unähnlich machte. Er erfuhr: wie herrschsüchtige Priester und Regenten seine Lehre zum Vorwande der blutigsten, schändlichsten Kriege mißbrauchten. Er erfuhr: wie man sich überall mit dem größten Stolz darauf etwas zu gut that, sich nach ihm zu nennen, aber sich keine Mühe gab, ihm in seinen Gesinnungen und in seinem Verhalten ähnlich zu werden. Er erfuhr: wie man die Menschen mit Verachtung behandelte, wie man ihnen die schrecklichsten Martern anthat, wenn sie nicht glauben wollten, was für seine Lehre ausgegeben wurde, und kein vernünftiger Mensch glauben konnte, wie man aber alle Pflichten der Menschenliebe, die er so dringend einschärfte, ohne Scheu

über=

übertrat. Dies alles bekümmerte ihn sehr, und machte ihn um die Menschen, für die er so viel gethan, sehr besorgt. Endlich erfuhr er, daß unter der Regierung Friedrichs des Einzigen, Königs von Preußen, der als ein weiser Regent, seinen Unterthanen völlige Denkfreyheit gestattete, vieles eine bessere Gestalt gewinne; wie man sich in den Ländern dieses unvergeßlichen Königs bemühe, seine Lehre von den hinzugekommenen Zusätzen und Veranstaltungen zu reinigen; wie man itzt auch den als seinen Mitbruder achte, der in Dingen, die keiner ausmachen kann, eine andere Meynung habe; wie man da schon angefangen, den Menschen nicht nach seinen Glauben, sondern nach seinen Vorschriften und so viel sich dies bestimmen lasse, nach seinen Gesinnungen zu schätzen, wie besonders, seit dem der unsterbliche Kant durch seinen nützlichen Unterricht und durch seine Schriften, den Forschungsgeist aus seinem Schlummer geweckt und auf die rechte Bahn geleitet, jeder, der auf richtige Einsichten

Anspruch machen will, den wichtigen Entdeckungen dieses Mannes nachdenke, und wie aufgeklärte Volkslehrer, dieselbe auch durch ihren Unterricht — so viel nämlich davon hieher gehört — unter das Volk zu bringen suchten.

Dies alles machte ihn begierig, noch einmal auf die Erde zurück zu kehren, und selbst zu untersuchen, wie weit diese Nachrichten gegründet wären. Und wenn er finden würde, daß der Saame seiner Lehre doch endlich Wurzel gefaßt hätte, sich an dem erfreulichen Anblick der Früchte derselben, für seinen bisherigen Kummer, über das schlechte Gedeihen desselben zu entschädigen. Er trat also diese Reise mit seinem Freunde Johannes an, aber ohne sich den Menschen zu entdecken.

In welchem Zustande sie alles gefunden, ihre Bemerkungen hierüber, ihre Schicksale in Preußen, will ich so getreu erzählen, als ich es nach dem eigenhändig geschriebenen

Reisejournal der beyden Reisenden thun kann. Und wenn irgend ein orthodoxer Schriftsteller, z. B. ein Seiler, von mir, wie von den vier Evangelisten, behaupten wollte, daß ich weder irren konnte, noch wollte, so weiß ich gewiß, alle Leser würden jedes meiner Worte glauben, wenn ihnen auch manches beynahe eben so unwahrscheinlich scheinen sollte, als manche Erzählung in den vier Evangelisten.

Zum Schlusse dieser Einleitung will ich nur noch anmerken, daß dieses Buch zwar ein für sich bestehendes ist, aber auch als eine Fortsetzung der: Peripatetiker des 18. Jahrhunderts, oder: Wanderungen zweyer Aufklärer, angesehen werden kann. Der Herausgeber gegenwärtiger Schrift ist aber mit dem Verfasser der Peripathetiker nicht eine Person, und kann sich deshalb auch nicht für die Wahrheit der darin erzählten Vorfälle und Gespräche verbürgen. Er hat aber mit Erlaubniß des Herrn Verlegers bey-

der Schriften, die Hauptidee aus jenem Werke entlehnt, er wird den Faden der Erzählung da anknüpfen, wo ihn der Verfasser der Peripathetiker abriß; nämlich bey dem Aufenthalte unserer beyden Reisenden in Königsberg, zu welchem hier noch ein kleiner Nachtrag geliefert wird. Uebrigens heißt Christus hier wie dort Weltmann, und Johannes Menschenfreund.

Erstes Kapitel.

Aufenthalt in, und Abreise aus Königsberg.

Wer es je empfand, welch ein seeliges Gefühl es ist, sich, nicht aus Streitsucht und Rechthaberey, oder gar aus Verfolgungssucht, sondern aus Liebe für die Wahrheit, mit der wärmsten Theilnahme des Herzens, mit gleich denkenden und gleich gesinnten Freunden, über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Denkens, über den Zweck des Menschen, über seine weise Einrichtung diesen zu erreichen, über seine Wünsche, seine Hoffnungen, seine Rechte, seine Pflichten, über die Gewißheit seiner nothwendigen Kenntnisse, über die besten Mittel seiner moralischen Bildung und dergl. zu unterhalten, der nur kann sich eine Vorstellung davon machen,

machen, wie angenehm unsern Reisenden und Kant die Zeit bey ihren gemeinschaftlichen Unterhaltungen und Belehrungen verfloß. Warmer Eifer für Wahrheit belebte sie alle drey. Jedem war es hier mehr darum zu thun, von dem andern zu lernen, als ihn zu belehren. Freymüthig und ohne Furcht verkezert zu werden, theilten sie sich einander ihre Zweifel mit, sanftmüthig hörten sie dieselben an, und bey ihrer Auflösung war es ihnen mehr darum zu thun, irgend eine Wahrheit fester zu gründen, als ihre Meynung zu vertheidigen. — Herzlich freuten sie sich, wenn sie erfuhren, wie ihre Belehrungen, die sie den Menschen mitgetheilt hatten, — welche bey aller Verschiedenheit des Vortrags, doch in dem was allen Menschen wichtig seyn sollte, übereinstimmten — immer mehr und mehr Eingang fanden. Sie würden sich aber darüber eben so sehr gefreut haben, wenn diese Belehrungen auch nicht von ihnen, sondern von andern Menschen ausgebreitet worden wäre. Warlich! der stärkste Beweiß, daß nicht Eigenliebe, sondern Liebe zur Wahrheit und reine Menschenliebe der Grund dieser Freude war. Freylich betrübte es sie auch in dem Innersten der Seele, wenn sie dagegen erfuhren, wie so manche Vorfälle in den neuesten Zeiten, manche neuere Verordnungen und Anstalten, der Ausbreitung ächter Aufklärung wichtige Hindernisse in den Weg legten.

(Wie

(Wie sie diese Vorfälle, Anstalten und Verordnungen beurtheilten, welchen Werth sie ihnen, auf der Wage der Vernunft gewogen, beylegten, davon werden wir in der Folge dieses Werkes noch mehr erfahren). Aber dadurch wurde auch ihr Muth vermehrt, denen der Moralität so nachtheiligen Folgen, jener Vorfälle, Anstalten und Verordnungen *) mit möglichsten Kräften und auf alle Weise, öffentlich und ins Geheim entgegen zu arbeiten. Keine Menschenfurcht konnte sie abhalten, landesherrliche Befehle zu übertreten, sobald diese Befehle den freyen Gebrauch solcher Menschenrechte hindern wollten, deren Gebrauch sich kein Mensch, der seine Würde als vernünftiges Wesen nicht aufgeben will, hindern lassen muß. Sie konnten also, ihrer innigsten Ueberzeugung nach, diese Befehle gar nicht als gegeben ansehen, da sie zu wohl wußten, daß auch der mächtigste Regent, mit aller seiner Macht sich

*) Verordnungen, dies Wort scheint für diejenigen Befehle, welche hier gemeynt sind, ganz eigentlich gemacht zu seyn. Denn nach der Analogie z. B. verbringen, verthun, kann dieses nichts anders bedeuten, als aus der Ordnung bringen. Und gewiß: die hier gemeynten Befehle bringen mehr aus der Ordnung, als in dieselbe; sonst müßten sie Anordnungen genannt werden.

sich nicht das Recht verschaffen kann, die Gedanken und Gesinnungen anderer Menschen — denn in diesem Punkte giebt es keine rechtmäßige Regenten — zu beherrschen. Es würde meinen Lesern, wofern sie sich gern mit Nachdenken über wichtige Gegenstände beschäftigen, gewiß das größte Geschenk gewesen seyn, welches ich ihnen machen könnte, wenn ich im Stande wäre, ihnen die sämtlichen Unterredungen unserer beyden Reisenden mit dem nie genug zu achtenden Kant mitzutheilen. Allein dies steht nicht in meiner Macht, da sie ihr Reisejournal, so weit es ihren Aufenthalt in Königsberg betrift, bey Kant zurückließen. Wenn aber meine Leser doch den Inhalt jener Gespräche erfahren wollen, so will ich ihnen wenigstens ein Buch anzeigen, in welchem sie die Hauptpunkte derselben, und zwar schon in Ordnung gebracht, antreffen können. Es ist dies das neueste Werk von Kant, betittelt: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Vorgestellt von Immanuel Kant, wovon bereits in diesem Jahre (1794) eine zweyte vermehrte Auflage erschienen ist. — Diese Schrift ist das Produkt dieser Unterredungen. Diese Versicherung kann denen zur Beruhigung dienen, welche glauben, daß Kant manche Stelle aus den Reden Jesu, wider die eigentliche Meynung desselben erklärt und gebraucht habe. Da aber doch, nach einem bekannten

kannten

kannten lateinischen Sprüchworte, jeder der beste Ausleger seiner Worte ist, so können wir diesen Erklärungen völligen Glauben beymessen; indem Kant alle diese Erklärungen von dem Urheber jener Reden selbst erhalten. Und dies kann doch wohl keine andere, von der seinigen verschiedene Erklärung von sich rühmen, sie mag auch allen symbolischen Büchern, allen orthodoxen Compendien der Dogmatik, allen Religionsedikten, allen Meynungen der Concilien und Inquisitionsgerichten älterer und neuerer Zeiten, noch so gemäß seyn.

Manche andere achtungswürdige Männer in Königsberg, vornämlich Herr Pfarrer Müller, dessen schon in den Peripatetikern des 18ten Jahrhunderts rühmlichst gedacht wird, nahmen oft Theil an Kants und unserer Reisenden Unterredungen, und von diesen wurden denn die wichtigen Wahrheiten, welche hier ausgemacht wurden, weiter verbreitet. Vorzüglich ließ sich dies Herr Pfarrer Müller angelegen seyn. Während der Anwesenheit unserer Reisenden in Königsberg hielt er, ich glaube — ein halbes Jahr lang Vorträge, über die Würde des Menschen, die so ganz in dem Geiste Christi und Kants abgefaßt waren, daß sich jedermann wunderte, wie es möglich wäre, alle diese wichtigen Sachen, so schön und doch durchgängig so allgemein verständlich vorzutragen. Indessen

muß man nicht glauben, daß dieser Herr Pfarrer Müller ein bloßer Nachbeter von Kant und Christo gewesen. Daß er es nicht war, bezeugen seine schon vorhero gehaltenen Kanzelvorträge, besonders diejenigen, welche er einige Jahre früher über die sogenannte Bergpredigt Christi hielt, *) in welchen er die Gesetze der Mitglieder im Reiche Gottes auf das bestimmteste und deutlichste vorstellte, auf das herrlichste entwickelte und auf das vortreflichste anwandte.

Bisweilen aber hörten unsere Reisende auch Kanzelvorträge solcher Männer, die sich gerne für Anhänger von Kant ausgeben wollten, es aber mehr dem Buchstaben als dem Geiste nach waren. Ein auffallendes Beyspiel hievon muß ich doch meinen Lesern mittheilen. Die Wahrheit dieser Anekdote kann ich verbürgen, da ich sie von einem sehr glaubwürdigen Ohrenzeugen habe. In der Schloßkirche zu Königsberg predigte ein gewisser Candidat –r, über die Worte des Apostels Pauli: die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und redete von der Qualität und

*) Es würde ein unschätzbares Geschenk für alle Wahrheit und Tugend liebende Menschen seyn, wenn sich der Herr Pfarrer entschließen wollte, die hier erwähnten und mehrere seiner Predigten durch den Druck bekannt zu machen.

und Quantität (diese Worte gebrauchte er wirklich auf der Kanzel!!!) der menschlichen Tugenden. Wie viele mögen dies wohl verstanden haben! Er merkte dies auch wohl, denn er verglich deswegen am Ende seiner Predigt, seine Zuhörer mit Reisenden, die zwar das Schild eines Wirthshauses gesehen hätten, aber in den Gasthof selbst nicht hineingekommen wären, und also ohne ihren Hunger und Durst gestillt zu haben, (ja wohl!) weiter reisen müßten. Unsere Reisende beklagten diesen Mißbrauch der so äußerst wichtigen Kantischen Entdeckungen sehr, die dadurch, wenn man sie mit allen Terminologien einer vermischten Gemeine vortrüge, in welcher doch gewiß viele schlecht- oder auch wohl gar nicht unterrichtete Mitglieder wären, nothwendig vielen lächerlich vorkommen mußten. Und da sie nachher einmal mit obgedachtem Candidaten — der übrigens ein Mann von Kopf war, und bloß aus Eitelkeit, um für einen Schüler und Anhänger Kant's gehalten zu werden, auf der Kanzel von Qualität und Quantität geredet hatte — in einer Gesellschaft zusammen kamen, so sagten sie ihm offenherzig ihre Meynung hierüber, und hatten nachhero das Vergnügen einige recht gute und verständliche Vorträge von ihm zu hören.

Doch — es ist Zeit unsere Reisende, die sich vorgenommen haben, auch den Religionszustand

in andern Gegenden Preußens zu untersuchen, aus Königsberg abreisen zu lassen. Mit schmerzhaftem Gefühle verließen sie diesen Ort, in welchem sie in dem Umgange des größten Weltweisen, so viele unvergeßliche Stunden durchlebt hatten; in welchen sie so manchen andern achtungswürdigen Mann hatten kennen lernen; in welchem sie so manche Pflanze hatten aufkeimen und wachsen sehen, von welcher sie sich in der Zukunft die herrlichsten Früchte für das Reich der Vernunft und der Tugend versprachen. —

Kant, mit Beyhülfe anderer Freunde unterstützte sie mit Geld zu ihrer vorhabenden Reise, und was ihnen noch lieber als dieß war: er gab ihnen ein offenes Empfehlungsschreiben mit, in welchem diese Worte standen: Diese seine beyden Freunde empfiehlet allen seinen bekannten und unbekannten Freunden, Kant. Mit diesem Empfehlungsschreiben glaubten sie überall fortzukommen. Und sollten Kants Freunde sie auch auf keine andere Weise unterstützen können, so waren sie doch gewiß, von ihnen mit Achtung aufgenommen zu werden. — Mit wehmüthigem Herzen trennten sie sich von ihrem ersten Freunde, und versprachen, welches auch ihre Schicksale seyn mögten, doch noch einmal zu ihm zurückzukehren. Und wer, der Kant kennt, wird nicht wünschen, daß sie im Stande wären, ihr Versprechen zu erfüllen, und noch

einige

einige Jahre in dem Umgange dieses einzigen Mannes zuzubringen; der, wenn sein Ende auch noch so spät erfolgen sollte, doch noch immer zu früh die Welt verlassen wird. Denn Männer wie Er kann die Welt nie genug haben, — und doch hat sie bis itzt nur einen — Kant.

Zweytes Kapitel.

Reise von Königsberg bis Elbing.

Es war an einem der schönsten Frühlingsmorgen, im Jahre 1794, als unsere Reisende sich noch vor Aufgang der Sonne aus Königsberg entfernten. Der Nebel welcher sich über die ganze Gegend verbreitet hatte, die feyerliche Stille die überall herrschend war, stimmte so mit den Gefühlen ihres Herzens überein, daß sie beyde eine Zeitlang sprachlos neben einander fortwandelten. Die Gegenstände ihrer Gedanken und Empfindungen lagen so verwirrt vor ihrer Seele, wie die Gegenstände ihrer Augen, in dem rund umher verbreiteten Nebel. Allmählig begann dieser

zu sinken, Vögel fingen einzeln an mit ihrem Gesange die aufgehende Sonne zu begrüßen, und sie selbst die wohlthätige Regentin des Tages trat nun mit aller ihrer Pracht am östlichen Himmel hervor. So wie sich bey diesem Anblick der Gesichtskreis unserer Freunde erweiterte, so lößten sich auch allmählig die dunkeln Gefühle ihrer Seele in deutliche Vorstellungen auf.

Mit einem Blicke, der alle ihre bisherigen Gefühle besser ausdrückte, als Worte es thun konnten, sahen sich nun beyde Freunde zum erstenmale einander an. Einzelne Thränen, welche ihre Wangen herabrollten, machten ihren gepreßten Herzen Luft, brachten ihre Sprache in Gang.

Wir wollen der Wahrheit und Tugend treu bleiben! Mit diesen Worten fiel Christus seinem Freunde in die Arme.

Treu bis in den Tod! antwortete dieser.

Und nun war ein Bündniß der edelsten Herzen für alle Ewigkeit geschlossen.

Möchte doch, edle Seelen! Dieser Bund für euch so reich an Freuden seyn, als er es gewiß am Seegen für die Menschen seyn wird!

Jünglinge! Männer! die ihr so oft ein Freundschaftsbündniß schließt, das diesen Namen nicht verdient, weil es nur auf gleiche sträfliche Leidenschaften, zu gleichen eure Würde entehrenden Zwecken gegründet wird, und euch daher oft un-

unwiderbringlich in Laster und Verderben stürzt, ahmt diesen beyden Freunden nach. Stiftet wie sie ein Bündniß auf tugendhafte Vorsätze gegründet! Und noch im späten Alter werdet ihr diesen Bund eurer Herzen segnen, den selbst der Tod nicht ganz auflösen kann.

Unsere Reisende waren itzt eine Meile von Königsberg an dem hohen Kruge. Hier nahmen sie ihr Frühstück ein, und ergötzten sich an dem schönen Anblick, welcher ihnen die Aussicht von dem obern Stockwerke dieses Gebäudes gewährte. Königsberg lag ausgebreitet vor ihren Augen, und dieser Anblick brachte noch einmal das Andenken, an alle dort größtentheils so froh verlebten Tage zurück. Zu ihrer Linken hatten sie die Aussicht aufs frische Haff, welches ihnen bey der eben aufgegangenen Sonne einen entzückenden Anblick verschafte. Zu ihrer Rechten lagen grüne Felder, Wälder mit frischem Laube bekleidet, aus denen hin und wieder einzelne Häuser und Thürme hervorblickten. Nachdem sie sich an dieser reitzenden Aussicht eine Weile ergötzt hatten, verließen sie diesen Ort und setzten ihren Gang weiter fort, um noch vor einbrechender Mittagshitze den äußerst beschwerlichen sandigten Weg bis zum Flecken Brandenburg zurückgelegt zu haben.

Unter den Gesprächen, welche sie bis an diesen Ort führeten, finde ich folgendes aufgezeichnet.

Ch. Die Rückerinnerung an durchlebte Vorfälle, an achtungswürdige Männer, hat doch einen großen Einfluß auf die Befestigung unsrer Vorsätze, das Gute zu thun. Sie schützt uns so sehr vor der Lauigkeit, die uns sonst in der Ausführung derselben, so leicht überfallen kann. Ich denke wir haben dies heute beyde erfahren.

Joh. Du hast recht. Nie wird der Eindruck ganz aus meiner Seele vertilgt werden, welchen heute der Rückblick auf den edeln Kant, auf sein ungeschwächtes Streben nach Wahrheit, auf seinen Eifer alles auszurotten, was der Verbreitung tugendhafter Gesinnungen im Wege steht, alles zu verbreiten, was reinere Tugend befördert, auf mich machte. — Ich finde es daher löblich, daß die Christen so viele Feste zu deinem — mitunter auch zu meinem Andenken verordnet haben.

Ch. Auch ich muß dies loben. Nicht der Ehre wegen, die sie mir dadurch zu erweisen glauben, denn du weißt, ich suche itzt eben so wenig eitele Ehre, als bey meinem ersten Aufenthalte auf der Erde. Nur bedaure ich, daß diese Feste so wenig zweckmäßig gefeyert werden.

Joh. Wie so? Ich denke doch, dein Lob muß die Menschen für die Gesinnungen empfänglich machen, in welchen sie dir ähnlich werden sollen.

Ch. Freylich würde dies geschehen, wenn man mich nur nicht eben deshalb lobte, worin mir kein Mensch ähnlich werden kann und darf; und wenn man die Feste die man zu meinem Andenken angesetzt, nur, wie ich vorhin sagte, zweckmäßiger gefeyert würden. Aber erinnere dich nur an manche Predigt, die wir in Königsberg an den sogenannten hohen Festen gehört haben; der Fasten-Predigten, als der elendesten unter allen, nicht einmal zu gedenken. Da wurde am Weihnachtsfeste von meiner übernatürlichen Geburt, am Osterfeste von meiner Auferstehung, am Pfingstfeste — das doch ganz dem Andenken an meine Lehre gewidmet seyn sollte — von der wundervollen Ausgießung des heiligen Geistes, und am Trinitatisfeste von einem Gott, der drey, und von drey Göttern, die nur einen ausmachen sollten, geredet. Können diese Lehren, die sich auf falsch verstandne Stellen des neuen Testaments, oder auf Ausdrücke gründen, zu welchen sich die Verfasser der damals herrschenden Meynungen wegen, bequemten, wohl die Menschen besser machen? Finden sie nicht eben darin eine Entschuldigung, wenn sie nicht so nach Reinigkeit in ihren Gesinnungen und Handlungen streben, als ich es mir angelegen seyn ließ? Ja! sagen sie denn, wenn ich auch so vollkommen wäre, wenn ich auch dieselbe Macht hätte, denn wollte ich auch wohl so

gut seyn. Aber, wir sind nur arme, in Sünden empfangene und geborne Menschen, wir können aus eignen Kräften nichts Gutes thun; aber Jesus war — Gott! wie könnten wir also so gut seyn, als er war?

Joh. Du hast recht. — Und eben durch das Wundervolle, was man von dir erzählt, werden die Menschen von der Betrachtung deiner Lehre, deines Verhaltens abgezogen. Sie glauben, wenn sie nur an den Tagen, die zu deinem Andenken bestimmt sind, die Kirche besuchen, wenn sie dich nur durch das Absingen einiger zu deinem Andenken verfertigten Lieder — die noch überdem größtentheils voll von schwärmerischen und abergläubischen Begriffen sind — verehren, so haben sie schon genug gethan, um Gott, oder was ihnen noch mehr ist, um dir wohlgefällig zu werden. — Alle diese Irrthümer würden aber wegfallen, wenn sich die Religionslehrer alle so, wie unser Freund Müller bestrebten, die Menschen auf das vorzügliche deiner Lehren, auf deine Tugenden aufmerksam zu machen. Wenn sie ihnen, so wie er, zeigten, daß es ihnen im geringsten nichts nütze, daß es auf keinen Fall ihren Mangel an Tugend ersetzen könne, wenn sie dich äußerlich verehren, sich äußerlich zu deiner Lehre bekennen, dich, wie du einst zu den Juden sagtest: Herr! Herr! nennen, aber nicht den Willen des himmlischen Vaters erfüllen.

Ch. Wenn ich sehe und höre, wie so manche Religionslehrer, meine Geschichte so ganz anders behandeln, als es unser Freund Müller thut; wie sie manches was meine Lebensbeschreiber, bloß um bey den abergläubischen Juden Eingang zu finden, aufzeichneten, als Hauptsache ansehen; wie sie sich fast immer mit dem Außerwesentlichen, bloß für die damaligen Zeiten passenden, den Kopf zerbrechen, es zum Gegenstande ihrer fruchtlosen Untersuchungen machen, und darüber das allgemein nützliche so unbemerkt lassen, als ob es gar nicht da stände; wie sie jeden bildlichen Ausdruck so ganz im eigentlichen Sinne nehmen und dabey den Geist des Gesagten ganz übersehen — wenn ich dies alles sehe und höre, so betrübt mich dieser Mißbrauch herzlich.

Joh. Ich glaube dir dies gerne. Aber die mehresten Prediger denken, wenn sie dies nicht thäten, so würden sie um ihr ganzes Ansehen kommen. Sie glauben, wenn sie nur lauter verständliche Sachen vortrügen, so würden sich die Mitglieder ihrer Gemeine eben so klug dünken, als sie seyn wollen. Dieser Gedanke aber ist den mehresten geistlichen Herrn, wie du wohl weist, ganz unerträglich. — Und denke nur noch daran, daß der ungebildete Mensch sich wirklich lieber durch Beobachtung gewisser Ceremonien, wenn sie ihm auch beschwerlich sind, als durch ein rechtschaffenes Verhalten bey Gott in

Gunst

Gunst setzen will, so wird es dich nicht mehr wundern, daß man dein Andenken nicht zweckmäßiger feyert.

Ch. Freylich wunderts mich nicht mehr, wenn ich dies alles bedenke, aber es betrübt mich, daß die Verbreitung meiner Lehre noch nicht so viel unter den Menschen gewirkt, um sie von der Anhänglichkeit und übertriebenen Werthschätzung äußerer gottesdienstlicher Gebräuche und unfruchtbarer Meynuugen zu befreyen. — Und wenn es gegründet ist, *) wie ich neulich hörte, daß ein geistlicher Gerichtshof den Predigern befohlen haben soll, dergleichen unverständliche und schwärmerische Materien, als ich vorhero einige erwähnte, noch öfterer vorzutragen, so habe ich eine traurige Aussicht für die Zukunft.

Joh. Freylich ist diese Nachricht sehr niederschlagend. Doch laß uns nicht Muth und

Hoff-

*) Leider! ist diese Besorgniß gegründet. Jener Befehl findet sich in der „umständlichen Anweisung für die evangelisch-lutherischen Prediger in den Königl. Preuß. Landen, zur gewissenhaften und zweckmäßigen Führung ihres Amtes. De Dato Berlin, den 9. April 1794. Gedruckt bey Georg Decker, kön. geheim. Oberhofbuchdrucker" welchen unsere Reisenden damals noch nicht gelesen hatten.

Hoffnung verlieren. Nicht alle Religionslehrer werden sich der unrechtmäßig angemaßten Despotie einiger herrschsüchtigen Priester — die von wahrer Religion gar keinen Begriff zu haben scheinen — unterwerfen. Selbst von Personen aus andern Ständen, wird durch Belehrung in Gesellschaften, durch schriftliche Unterweisung, immer mehr Licht unter den Menschen verbreitet, und die Anschläge jener Pfaffen zerstöret werden. Denn man fühlt ja das Bedürfniß des Selbstdenkens schon zu sehr, als daß man sich das Recht es zu befriedigen — und zwar in der wichtigsten Angelegenheit — rauben, und sich zu plappernden Marionetten und nachschwatzenden Papagoyen erniedrigen lassen sollte. — Und wird das Licht der Wahrheit, wird Tugend und Rechtschaffenheit erst allgemeiner ausgebreitet seyn, dann wird man dich und andere Menschen, die Wohlthäter des Menschengeschlechts waren, nicht mehr abergläubisch verehren; sondern dein und ihr Andenken durch den festen Vorsatz: eben so gesinnt zu seyn, eben so zu handeln, und durch Früchte der Rechtschaffenheit feyren.

Ohngefähr um 10 Uhr trafen unsere Reisenden in Brandenburg ein. Auf der Straße fanden sie alles stille. Sie kamen die Kirche vorbey und da sie noch singen hörten — es war eben Sonntag — so gingen sie hinein. Bey ihrem Eintritte kam eben der Prediger, ein bejahr-

jahrter Mann, von feyerlichem Ansehen auf die Kanzel. An der herrschenden Stille, an der gespannten Aufmerksamkeit, die auf den Gesichtern der Zuhörer deutlich zu lesen war, sahen sie, daß der Mann bey seiner Gemeine beliebt seyn müsse. — Kurz, aber deutlich und eindringend redete er von den Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder. Er sagte; an den mehresten Klagen der Eltern über ungerathene Kinder, wären die Eltern selbst Schuld. Theils gingen sie ihnen mit schlechtem Exempel vor, wären selbst zornig, neidisch, ungefällig u. dergl.; und wunderten sich dann, daß ihre Kinder auch zornig, neidisch und ungefällig würden; theils trüge das Betragen der mehresten Eltern gegen ihre Kinder viel dazu bey, daß letztere nicht besser geriethen. Da gäbe es Eltern, die ihre Kinder nicht nach Grundsätzen, sondern nach Laune behandelten, die heute den Fehler eines Kindes hart bestraft, über den sie sich erst gestern herzlich lustig gemacht hätten, und daher wüßten ihre Kinder niemals, was sie thun oder lassen sollten. Es gebe Eltern die oft das fehlerhaftere Kind dem bessern vorzögen, wenn ihnen ersteres überall da schmeichelt, wo das letztere ganz nach seinen Empfindungen und Gedanken handelt; durch welches Betragen die Kinder zur Heucheley und zum Neide verführt würden. Es gäbe Eltern, welche Fehler wider die Regeln der Höflichkeit weit härter bestraften,

als

als würkliche Untugenden, z. B. Lügen, Ungehorsam u. s. w., wodurch eine übertriebene Schätzung äußerer Vorzüge und Nachlässigkeit in Absicht der Ausbildung des Innern in die Seele des Kindes gepflanzt würde. Und dergl. mehr. Wollten Eltern also Freude an ihren Kindern erleben, so müßten sie denselben nicht allein ein gutes Beyspiel geben, sondern sie auch vernünftig behandeln.

Aus der Kirche gingen Christus und Johannes in den nächstgelegenen Gasthof, um daselbst ihre Mittagsmahlzeit zu halten. Bald nach ihnen kam auch der Wirth mit seiner Frau und einigen Kindern aus der Kirche. Als er hörte, daß Königsbergische Studenten – wofür sie sich ausgegeben hatten, und solches auch in der That waren — da wären, fürchtete er von ihnen wegen seines Kirchengehens aufgezogen zu werden. Er kam also mit vielen Entschuldigungen zu unsern Reisenden herein. Bey diesen bedurfte es aber keiner Entschuldigungen. Denn sie wußten wohl, daß der größte Haufe der Menschen, noch nicht zum vernünftigen Selbstdenken gewöhnt sey, und also öftere Erinnerung an seine Pflichten, und widerholte Ermahnungen zur Erfüllung derselben bedürfe; ja, daß auch der Selbstdenker — wie sie dies aus eigener Erfahrung wußten, gute Kanzelreden mit Vergnügen anhöre, weil er sich schon

im voraus über den Nutzen freue, der nach seiner Meynung dadurch bewürkt werden müsse. Um diesen Mann also völlig zu beruhigen, sagte Christus zu ihm: Wir sind selbst in der Kirche gewesen, und haben die Predigt des Herrn Pfarrers mit vielem Vergnügen gehört. Dies erwarb unsern Reisenden das Zutrauen ihres Wirthes und flößte ihm Muth ein, sich weiter mit ihnen von geistlichen Sachen zu unterhalten. Christus und Johannes ließen, wie sie dies merkten, diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorbey, weil sie hoften durch diese Unterredung etwas Gutes stiften zu können. Und so hob sich unter ihnen folgendes Gespräch an:

Ch. Er geht wohl fleißig in die Kirche, lieber Freund?

Wirth. Ja. Ich versäume keinen Sonntag und keinen Festtag und halte darauf, daß auch meine Kinder in die Kirche müssen.

Ch. Auch seine Kinder? Ich dächte diese hätten noch keinen Nutzen davon, denn sie können doch ohnmöglich alles verstehen, was da gesungen und gelehrt wird.

Wirth. Ich glaube dies wohl auch; aber es ist doch gut, daß sie sich bey Zeiten zum Kirchengehen gewöhnen.

Ch. Gewöhnen? Also glaubt er, daß es genug sey in die Kirche zu kommen, wenn es auch nur aus Gewohnheit geschieht?

Wirth. Nein, dies glaube ich wohl nicht, und unser Herr Pfarrer hat es auch oft genug gesagt, daß ein solches Kirchengehen zu nichts hilft. Aber — aber — aber —

(Der arme Mann gerieth in Verwirrung, wollte gern etwas sagen, konnte aber nichts hervorbringen).

Ch. Lieber Freund, ich verkenne seine gute Absicht nicht. Aber er thut nicht wohl daran seine Kinder so frühzeitig in die Kirche zu führen. Höre er meine Gründe an, und dann sage er, ob ich recht habe; denn ich will nicht, daß er mir auf mein bloßes Wort glaube. — Kinder können noch nicht, wie ich ihm schon vorher sagte, alles verstehen, was in der Kirche gesungen und gelehrt wird. Ihr Verstand ist noch nicht geübt, ihr Herz noch nicht gebildet genug, als daß jener darüber nachdenken, und dieses gehörigen Antheil daran nehmen sollte. Die Lieder welche in der Kirche gesungen werden, sind nicht für Kinder gemacht; eben so wenig ist die Predigt, welche der Prediger hält für sie eingerichtet. Wenn nun die Kinder in die Kirche kommen und singen und hören müssen, was sie nicht verstehen können, so sitzen sie Gedankenlos da und gewöhnen sich oft für ihr ganzes Leben daran, so Gedankenlos in der Kirche zu seyn. — Wenn jemand als ein Erwachsener zum Gebrauch seines Verstandes gekommener Mensch, zum ersten-

mal in die Kirche geführt würde, so würde der feyerliche Gesang, so würde eine gute Predigt gewiß viel Eindruck auf ihn machen, und ihm Gelegenheit zu vielen ernsthaften Betrachtungen geben. Aber auf Kinder, die alle dem von Jugend auf beygewohnt haben, macht es nun, auch in spätern Jahren keinen Eindruck. — Auch kommen die Kinder leicht auf den Gedanken, sie kämen nicht in die Kirche, um da etwas zu hören, wovon sie in ihrem Verhalten Gebrauch machen sollen, sondern es sey schon genug, da gewesen zu seyn, wenn sie auch von dem Gehörten nichts auf ihr Betragen anwendeten.

Wirth. Sie scheinen nun freylich Recht zu haben.

Joh. Ich will ihm noch mehr Nachtheile von dem frühen Kirchengehen der Kinder anführen, wenn er Lust hat, noch weiter zuzuhören.

Wirth. Reden Sie nur, reden Sie nur — Sie wissen mir das alles so deutlich zu machen, als wenn es unser Herr Pfarrer sagte.

Joh. Gesetzt, die Kinder wären auch im Stande, was sie doch nicht sind, jedes Wort, was sie in der Kirche singen und hören zu verstehen; so können sie doch ohnmöglich so lange ihre Aufmerksamkeit auf einen zusammenhängenden Vortrag richten, als Erwachsene, die schon im anhaltenden Nachdenken geübter sind. Und doch — wie viele Erwachsene giebt es nicht, die

auch bey der größten Aufmerksamkeit, oft vieles von dem vergessen, was sie gehört haben, wenigstens es sich nicht recht deutlich zu erinnern wissen.

Wirth. Ich muß gestehen, mir geht es oft selbst so, ob ich gleich beständig recht aufmerksam zuhören will. Bald habe ich Verdruß in meinem Hauswesen gehabt, bald ist eins meiner Kinder krank, bald macht mir anhaltende Dürre, oder anhaltender Regen, wegen dem Wachsthum und dem Einerndten meiner Feldfrüchte bange, und dergl. Und das geht mir denn so im Kopfe herum, daß ich es mit aller Gewalt nicht herausbringen kann.

Joh. Da sieht er lieber Freund! die Wahrheit dessen, was ich ihm gesagt habe, an seinem eigenem Beyspiel. Wenn also schon Erwachsene auch bey dem besten Willen nicht beständig auf das aufmerksam seyn können, was in der Kirche gelehrt wird, wie viel weniger wird dies denn bey Kindern der Fall seyn, die der Gesang und die Predigt eigentlich nichts angeht. Um sich also die Langeweile zu vertreiben, die sie hier nothwendig fühlen müssen, fangen sie an die Kleider der Leute zu betrachten. Sie vergleichen sie mit den ihrigen, ärgern sich wenn andere Leute besser gekleidet sind, als sie, und freuen sich, wenn ihnen ihre Kleidung besser scheint, als die Kleidung anderer Leute. Und dadurch wird

im ersten Fall der Neid, im zweyten die Eitelkeit in ihrem Herzen rege gemacht.

Wirth. Ich kann Ihnen dies nicht widerlegen, aber unser Herr Jesus wurde doch auch schon in seinem 12ten Jahre von seinen Eltern nach Jerusalem auf das Passatfest mitgenommen, und konnte schon ordentlich mit den Gelehrten reden. Ich habe dies immer als einen Beweiß der großen Frömmigkeit unsers Herrn Jesu rühmen gehört.

Ch. Dies Lob hat er denn in diesem Falle wohl ganz unverdienter Weise erhalten. Was konnte er dafür, daß ihn seine Eltern auf dieser Reise zum Passatfest mitnahmen? Oder wenn Christus in seinem 12ten Jahre schon so weit war, daß er mit den jüdischen Gelehrten sich in einen Streit einlassen konnte, so kann er doch hierin andern Kindern nicht zum Muster vorgestellt werden, die in diesem Alter doch gewöhnlich noch nicht so weit sind. — Ueberhaupt war diese Reise Jesu nach Jerusalem mehr eine Sache seiner Eltern, als seine eigene. Diese glaubten — was damals eine allgemeine Meynung der Juden war, und noch ist — wenn man nur die äußern Gebräuche des Gottesdienstes beobachte, zu gehöriger Zeit faste und bete, und jährlich einmal den Tempel zu Jerusalem besuche, so habe man schon alles gethan, um sich Gott wohlgefällig zu machen. Und deshalb brachten

die Eltern Jesu ihren Sohn schon so frühzeitig nach Jerusalem. Er sieht hieraus, lieber Freund! daß ihm das Beyspiel Jesu keine Sorgen machen darf. Wenn Jesus selbst es für nothwendig gehalten hätte, daß die Kinder schon so früh den Gottesdienst besuchen sollten, so würde er es auch gewiß gesagt haben. Aber dies ist ganz wider seinen Willen.

Wirth. Christus sagt aber doch an einem Orte: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.

Ch. Hier ist ja gar nicht vom Kirchengehen die Rede. Da ich aber schon öfter bemerkt habe, daß diese Stelle in diesem Sinne genommen wird, so will ich sie ihm doch aus dem Zusammenhange erklären.

Wirth. Sie werden mir dadurch einen großen Gefallen thun.

Ch. Höre er also uns an. Es fanden sich einst verschiedene Personen bey Jesu ein, die ihre Kinder mitbrachten, und ihn bitten wollten, daß er sie segnen, oder ihnen für ihre Lebenszeit allerley Gutes anwünschen und über sie beten mögte. Von dem Segen eines so weisen und frommen Lieblings der Gottheit versprachen sich gute Mütter gewiß recht vieles Glück für ihre Kleinen, sie wagten es aber nicht, ihn selbst darum zu bitten, und wandten sich also mit ihrem Ansuchen

an seine Jünger. Diese nahmen es für eine unbescheidene Zumuthung, glaubten das Segensprechen über Kinder sey eine zu kleine unwürdige Sache für ihren Lehrer, und wiesen Eltern und Kinder mit heftigem Unwillen ab. Jesus der das bemerkte, sprach zu ihnen: Lasset die Kinder nur herkommen und weiset sie nicht zurück. Solche schuldlose und sanfte Seelen sind mir sehr werth, und ich wünsche, daß ihr ihnen in allem Guten, was diesem zarten Alter eigen ist, ähnlich seyn möchtet. — Christus wollte also hier nur zeigen, daß man die Kinder nicht so geringschätzig behandeln möchte, als es wohl bisweilen von unverständigen Leuten zu geschehen pflegt.

Wirth. Dies läßt sich freylich hören; und es soll mich lehren immer auf den Zusammenhang zu sehen, in welchem eine Stelle gebraucht wird.

Ch. Daran wird er sehr wohl thun *).

Mit

*) Und daran würden alle sehr wohl thun; die itzt so frisch weg exegisiren, daß ihnen oft ein einziges aus dem Zusammenhange gerissenes Wort genug ist, eine Lehre darauf zu gründen, die ihnen zu glauben und zu lehren anbefohlen worden, und die man, wenn sie auch noch so deutlich da stünde, doch weder glauben, noch viel weniger lehren müßte. Diese Herrn verfahren auf eben die

Mit einemmale erhub sich draußen ein heftiges Geschrey zwischen der Wirthin und ein paar Kindern. Der Wirth bat um Erlaubniß heraus gehen zu dürfen, um zu hören, was vorgefallen wäre, versprach aber gleich wieder da zu seyn. — Nach einer Weile trat er wieder herein und sagte mit niedergeschlagener Stimme: Ich habe eben selbst an meinen eigenen Kindern ein Beyspiel gesehen, wie schädlich es werden könne, wenn man die Kinder so frühzeitig mit in die Kirche nimmt. Die beyden Freunde waren begierig zu erfahren, was vorgefallen wäre; und der Wirth erzählte ihnen folgendes:

Wirth. Während meine Frau das Mittagsessen besorgte, kamen 2 von meinen Kindern, der jüngste Sohn von 6 Jahren, der Liebling der Mutter, und die älteste Tochter die ohngefähr 12 Jahre alt ist, zur Mutter und verlangten etwas zu essen, weil sie in der Kirche hungrig geworden wären. Die Mutter sagt ihnen, sie sollten warten, sie hätte itzt nicht Zeit; sie müßte für die fremden Herrn Mittag besorgen u. s. w. Auf eine kleine Weile lassen sich die Kinder damit abfertigen; aber bald kommt Carl zur Mutter, küßt ihr fleißig die Hände, nennt sie immer seine

die Art wie einst der Bruder Gerundio von Campages, in dem, lange nicht genug bekannten Roman dieses Nahmens.

liebste beste Mutter, und erhält also etwas zu essen. Marie — so heißt meine älteste Tochter sieht dies, geht zur Mutter und sagt: Ich habe dir ja gesagt, daß mich auch hungert, gieb mir doch auch etwas zu essen. Darüber wird meine Frau böse, und schlägt ihr das Gebetene rund ab. Wenn du auch gebeten, und freundlich gethan hättest, wie der Carl, sagt sie, so hätte ich dir auch was gegeben; aber nun nicht. Das Mädchen wird ärgerlich und sagt: Der Herr Pfarrer hat doch heute gesagt: du solltest ein Kind nicht mehr lieb haben, als das andere. Dies bringt die Mutter noch mehr auf und kaum hat das Mädchen das letzte Wort ausgesprochen, so giebt ihr meine Frau ein paar Ohrfeigen. Hierüber entstand nun der Lerm den wir hörten.

Joh. Da hat seine Frau sehr übereilt gehandelt. — Aber nun sieht er lieber Freund, daß es wahr ist, was wir ihm vorhero sagten, daß die Predigten für Erwachsene und nicht für Kinder eingerichtet sind. Und müssen Kinder, wenn sie sehen, daß Erwachsene die ihnen gegebenen Lehren so gleich übertreten, nicht glauben, man wäre gar nicht verbunden darauf zu achten. Eine noch so gute Predigt — und die, welche wir heute gehört haben, war gewiß gut — kann viel Unheil anrichten, wenn sie von denen gehört wird, für die sie nicht bestimmt war; wie dies

der

der Fall mit seiner Frau und seinen Kindern deutlich beweiset.

Wirth. Sie haben mich völlig überzeuget, und ich werde eine andere Einrichtung zu treffen suchen. Ich habe zwar noch einige Zweifel, aber diese werden sie mir auch wohl noch lösen. — Jetzt aber muß ich Sie bitten ihr Mittagsessen zu sich zu nehmen.

Christus und Johannes baten ihren Wirth ihnen zu erlauben, ihre Mahlzeit in der Gesellschaft seiner Familie zu halten. Der Wirth freute sich sehr über die Ehre, die sie ihm anthun wollten, und so gingen sie gemeinschaftlich zu Tische.

Während dem Essen wurde von allerhand gleichgültigen Dingen gesprochen. Es fiel weiter nichts vor, außer daß ein kleines Mädchen des Wirths, ein Kind von ohngefähr 8 Jahren auf einmal mit großer Freude ausrief: Vater ich hatte heute doch das blankste Gesangbuch in der Kirche. (Das Mädchen hatte nämlich ein ganz neues Gesangbuch mit vergoldetem Schnitt von einer Verwandten aus Königsberg zum Geschenk bekommen, und war heute damit zum erstenmale in der Kirche gewesen).

Woher weißt du das mein Kind? fragte der Wirth.

Ich habe es wohl gesehen, erwiederte das kleine Mädchen. Ich habe allen Leuten auf die

Bücher gesehen, aber so blank wie meines, war keines; nicht einmal Nachbars Anne ihrs, das ihr der Engel im Winter brachte.

O Eitelkeit! sagte Johannes halblaut.

Der Wirth verstand, was er damit sagen wollte, und brachte das Gespräch auf andere Sachen.

Nach dem Essen dankte der Wirth seinen Gästen, daß Sie ihm gezeigt, wie schädlich es sey, Kinder mit in die Kirche zu nehmen. Ich habe heute schon zwey Beweise davon gehabt, auf die ich vielleicht nicht gemerkt hätte, wenn Sie mir diese Folgen nicht vorher gesagt hätten. — Ich bleibe nun fest dabey: keins meiner Kinder soll eher in eine Predigt gehen, bis es confirmirt ist. Freylich wird dies noch manchen Streit mit meiner Frau kosten, denn die hat, bloß des Kirchengehens wegen, den Kindern viel hübsche Kleider angeschaft. Ich werde ihr aber alles wieder sagen, was Sie mir gesagt haben. Und ich hoffe sie zu überzeugen, wie Sie mich überzeugt haben. Geht es aber nicht auf die Art, so werde ich schon mein Ansehen brauchen müssen.

Joh. Dies wird wohl nicht nöthig seyn, wenn seine Frau sonst nur eine vernünftige Frau ist. Trage er ihr seinen Vorsatz nur nicht bloß als seinen Willen, sondern als eine Sache vor, die sie als eine vernünftige Frau, selbst einsehen muß, und sie wird nichts dawider haben. —

Aber, wir müssen bald fort, sage er uns also noch seine Bedenklichkeiten, die ihm bey der Ausführung seines Vorsatzes im Wege stehen, vielleicht können wir ihn auch darüber beruhigen.

Wirth. Ja, sehen Sie nur: ich und meine Frau gehen alle Sonn- und Festtage in die Kirche, und dann müßten wir die Kinder bey dem Gesinde lassen; dies könnte sie zu allerley Bösem verführen. Und das wollte ich doch nicht gern.

Ch. Daß Er dies nicht will ist sehr löblich. Aber warum muß Er denn mit seiner Frau zusammen in die Kirche gehen? Ists nicht genug, wenn dies nur einer thut? Oder ist hier nicht zweymal an jedem Sonntage Gottesdienst?

Wirth. Es ist wohl, aber doch nur Vormittags so recht. Des Nachmittags ist nur Kinderlehre. Da pfleg' ich denn die Kinder allein hinzuschicken.

Ch. Nur Kinderlehre? Trägt da der Herr Pfarrer nicht eben so wichtige Sachen vor als in der Predigt? Und sollte es ihm nicht lieb seyn zu hören, wie seine Kinder unterrichtet werden und was sie lernen?

Wirth. Sie haben Recht. Ich habe das noch nie so ordentlich überdacht. Ich werde also künftig immer mit meiner Frau abwechseln.

Ch. Daran wird er wohl thun. — Ueberhaupt, lieber Freund! präge Er es sich tief ein:

Es

Es ist wohl gut, etwas Gutes lernen, aber noch besser Gutes thun. — Besuche er also künftig so oft die Kirche, als ihn nicht die Pflichten gegen seine Kinder oder andere wichtige Pflichten abhalten. Seine Kinder aber lasse Er nicht den Versammlungen der Erwachsenen, sondern den Catechisationen beywohnen, für die sie bestimmt und eingerichtet sind!

Unsere Reisenden nahmen hierauf von dem Wirthe Abschied, der schlechterdings von ihnen keine Bezahlung annehmen wollte, weil es ihm, wie er sagte, lieber wäre, ihre Belehrungen erhalten zu haben, als wenn er eine ganze Woche Reisende bey sich gehabt hätte. — Sie freuten sich bey diesem Manne ihre schon oft gemachte Bemerkung von neuem bestätiget zu sehen, daß die Wahrheit bey gutgesinnten Menschen immer Eingang finde, und wünschten: daß man es also doch immer zuerst darauf anlegen mögte, gute Gesinnungen ins Herz des Menschen zu pflanzen, ehe man an die Ausbildung ihres Verstandes gienge.

Sie hatten sich zu lange in Brandenburg bey ihrem gutmüthigen Wirthe verweilet, um noch, ihrem Vorhaben gemäß diesen Tag in Heiligenbeil eintreffen zu können. Der Tag war ziemlich schwül gewesen, der Boden war sandigt, und des Wanderns zu Fuß waren sie

seit

seit einiger Zeit nicht mehr so gewohnt wie sonst. Von Süden her zogen Wolken auf, die Regen und Ungewitter drohten. Sie kehrten also eine Meile vor dem bestimmten Nachtquartier in dem ersten Gasthofe, den sie fanden, ein. Es war zwar schon alles sehr besetzt, weil in einem benachbarten Städtchen den andern Tag ein Viehmarkt gehalten werden sollte; und so gerne sie auch bey ihren Gedanken und Gesprächen allein gewesen wären, so mußten sie sich doch schon entschließen, diese Nacht mit einer Gesellschaft von ohngefähr 12 Personen, in einer Stube zuzubringen. Sie legten sich bey Zeiten nieder, und ermüdet von der heutigen Reise, ermüdet von den starken Empfindungen, welche heute ihr Herz durchströmt hatten, schliefen sie bald ein. Kaum hatten sie einige Stunden geschlafen, als sie durch einen plötzlich angestimmten Gesang einer alten Frau, deren Stimme der höchste Diskant war, — welchen verschiedene andere Stimmen aus allen Tonarten begleiteten — aufgeweckt wurden. Sie erwachten und hörten ganz deutlich folgende Verse singen *):

Denke, daß ich eine Made,
Und ein armes Würmlein bin,
Laß mich dannenhero Gnade,

Für

*) Aus dem Liede: Herr du Fürst itzt in den Lüften :c.

Für die Strafe nehmen hin:
Denn wer kann vor dir bestehen
Wenn du ins Gericht willst gehen?

Ach verbirg mich in den Ritzen
Jesu deiner blutgen Seit.
O so kann dies scharfe Blitzen,
Dafür jedermann sich scheut,
Und das scharfe Donnerkrachen
Mich durchaus nicht furchtsam machen.

Laß dies schreckliche Gewitter
Und der lichten Blitzen Stral,
Nicht verzehren meine Güter,
Meine Freunde allzumal.
Lasse doch von allen Frommen
Niemand itzt zu Schaden kommen u. s. w.

Sie merkten hieraus, daß ein aufgestiegenes Gewitter die Ursache dieses Gesanges seyn müssen, welches wegzusingen die Leute aus Leibeskräften bemüht waren. Nämlich die Gewitterwolken, welche sie schon vorhero von ferne gesehen, waren näher gekommen, und das Gewitter ausgebrochen. Christus wollte gleich die Leute durch einige Verweise für ihr unzeitiges, abergläubisches Singen zum Stillschweigen bringen. Laß es gut seyn, sagte Johannes, die Leute sind jetzt zu sehr in Bewegung, als daß sie sich von deinen Belehrungen sollten überzeugen können. Vielleicht findet sich nachher,

wenn

wenn das Gewitter vorüber gegangen und die Leute ruhiger geworden, eine bessere Gelegenheit dazu. Christus folgte diesem Rathe, beyde Freunde standen auf und giengen hinaus; theils um dem Anhören des unvernünftigen Singens aus dem Wege zu gehen, theils um den Gang des Gewitters zu beobachten. Sie bemerkten, daß es sich seitwärts gezogen und so wie es immer schwächer wurde, endlich auch der Gesang in der Stube aufhörte. Sie giengen also wieder herein.

Wie steht es mit dem Gewitter? fragte die Frau, welche den hohen Diskant sang.

Ch. Es ist vorüber, nur noch seitwärts blitzt es in der Ferne.

Frau. Na, Gott sey Dank! daß er unser Singen erhört, und uns vor Schaden bewahrt.

Ch. Glaubt sie denn, daß um ihres Singens willen die Gewitterwolken einen andern Gang genommen?

Fr. J, mein Gott! wie Sie doch fragen können! Warum sollte ich nicht glauben, daß der liebe Gott mein Gebet erhöret?

Ch. Wenn nun aber die Leute in der Gegend, wo sich das Gewitter itzt hinzog, auch gesungen haben — wie es doch wahrscheinlich ist — meynt Sie denn, daß Gott das Gebet

jener Leute nicht eben so gut gehört, oder daß es nicht so kräftig gewesen, als das Ihrige?

Die Frau wußte nicht, was sie hierauf antworten sollte.

Liebe Frau! sagte hierauf Christus zu ihr, das Gewitter ist eine eben so natürliche Begebenheit, als daß Sie hungrig wird, wenn Sie einige Stunden nicht gegessen. So wenig Sie nun vom Singen satt wird, eben so wenig kann sie auch durch dasselbe ein Gewitter vertreiben. Es ist also irrig, wenn sie das Gewitter als eine Strafe Gottes ansieht. Gewöhnlich schlägt das Gewitter in hohe Bäume und Thürme ein; womit sollten nun diese Bäume und Thürme Strafe verdient haben, da sie nicht sündigen können? — Es ist irrig, wenn sie glaubt, Gewitter lassen sich wegsingen und wegbeten. Glaubt sie, Gott werde um ihres Gesanges und Gebetes willen ein Wunder thun und die Gewitterwolken einen andern Gang gehen lassen, als sie sonst aus natürlichen Ursachen hätten gehen müssen? Gott hat gewiß bey der Einrichtung der Natur alles viel besser eingerichtet, als wir es ihm vorschreiben können; und wir sollten ihn durch unser Singen und Beten bewegen können, seinen Willen zu ändern, der doch ohnstreitig besser als der unsrige ist? Aus natürlichen Ursachen steigt ein Gewitter auf, daher wir auch ziemlich genau wissen können,

woher es komme, und welchen Gang es nehmen werde. Aus natürlichen Ursachen zieht es sich in diese und jene Gegend. So sind z. B. sumpfigte und bergigte Gegenden mehreren und stärkern Gewittern ausgesetzt, als solche, die in einer trockenen Ebene liegen. Aus natürlichen Ursachen schlägt es hier oder dort ein, ohne das eben die Menschen in dem Orte oder Hause, wo es einschlägt, daran Schuld sind. Und aus eben so natürlichen Ursachen, kann man ein Gebäude in Sicherheit stellen, daß ihm der Blitz keinen Schaden thut. — Sie wird vielleicht schon gehört haben, daß man Blitzableiter erfunden und mit gutem Erfolg angebracht hat.

Frau. Ja, ich habe wohl davon gehört, aber ich glaube immer dies sey unrecht. Wenn der liebe Gott einen bewahren will, so kann er es wohl so thun, und wenn er einen strafen will, so wird auch kein Blitzableiter helfen.

Ch. Das glaubt sie ja selbst nicht, liebe Frau; denn sie braucht ja ihren Gesang wie einen Blitzableiter, nur nicht mit so gutem Grunde. Der Gebrauch der Blitzableiter ist auch so unrecht nicht, wie sie glaubt, das kann ich ihr leicht beweisen. — Was thut sie, wenn sie hungrig ist?

Frau. Ich esse.

Ch. Wenn sie durstig ist?

Frau. Ich trinke.

Ch. Wenn sie im Winter friert?

Frau. Ich heitze meine Stube ein, oder bin ich im Freyen, so nehme ich einen Pelz um.

Ch. Wenn sie krank ist?

Frau. So laß ich mir den Doktor kommen und nehme die Arzeney ein, die er mir vorgeschrieben.

Ch. Gut, liebe Frau! Eben so wenig aber als sie damit Unrecht thut, daß sie beym Hunger ißt, beym Durste trinkt, bey der Kälte einheitzt, oder einen Pelz umnimmt, und wenn sie krank ist den Doktor kommen läßt, und Arzney gebraucht, eben so wenig ist es auch unrecht, wenn Menschen durch Blitzableiter ihre Gebäude vor Schaden zu sichern suchen. Sonst müßte sie auch denken, wenn Gott nicht haben will, daß ich hungern, dursten, frieren, krank seyn soll, so kann er mich auch ohne Speise satt machen, ohne Getränk meinen Durst löschen, ohne Feuer und Pelz mich wärmen, und ohne Doktor und Arzeney mich gesund machen, und wenn er haben will daß ich hungern, dursten, frieren, und krank seyn soll, so wird mir auch keine Speise, kein Getränk, keine Wärme und kein Doktor helfen.

Verzeihen Sie, sagte ein alter Mann, daß ich Sie unterbreche. Ich habe das, was Sie da so deutlich sagten, schon öfterer gedacht, aber noch niemals recht hervorbringen können. — Daß die Blitzableiter helfen, habe ich selbst erfahren.

In

In dem Dorfe, aus welchem ich bin, stand ein Haus dicht am Wasser, das schon einigemale durch den Blitz abbrannte. Man rieth also den Einwohnern einen Blitzableiter anlegen zu lassen; sie wollten sich aber dazu nicht verstehen, weil sie es eben so für unrecht hielten, als jene Frau dort. Endlich überredete sie doch der Herr Pfarrer dazu, indem er ihnen vorstellte, daß dies eben so wenig unrecht wäre, als daß sie das Dach auf ihren Gebäuden so schräg hätten bauen lassen, damit der Regen herunter laufen könnte, ohne in ihr Haus und in ihre Scheunen zu kommen. Denn hier, sagte er, leitet das Dach eben so natürlich den Regen ab, als dort der Streifen Blech den Blitz. Er sagte ihnen, der liebe Gott hätte darum den Menschen Verstand gegeben, damit sie einsehen lernten wie sie sich vor Schaden bewahren könnten, und es wäre sehr unrecht, wenn sie ihn nicht dazu anwendeten. Und diese Leute, meynte er, wären vorzüglich dazu verbunden, da sie durch die Anlegung eines Blitzableiters und also auch durch die wahrscheinliche Verhütung einer Feuersbrunst, nicht allein von sich, sondern auch von ihren Nachbaren ein Unglück abwenden könnten. Dies half, und um die Leute völlig zu überzeugen, ließ der Herr Pfarrer die Einwohner jenes Gebäudes zu sich kommen, und ließ vermittelst einer Elektrisiermaschine in einen von Papier gebauten Thurm

einschlagen und ihn abbrennen; an einem andern Thürmchen aber, das mit einem Ableiter versehen war, ließ er den Blitz ohne Schaden herunterfahren. Er erklärte ihnen dies, so viel sie davon fassen konnten. Sie fuhren darauf in die Stadt, bestellten sich einen Ableiter, und seit dem hat das Gewitter ihnen keinen Schaden gethan, obgleich schon einige Jahre verflossen sind.

Die Frau, die durch die Erzählung dieses Mannes mehr als durch alle Gründe überzeugt wurde, sich aber doch ihren Gesang — des hohen Diskants wegen, den sie gern hörte — nicht nehmen lassen wollte, sagte hierauf:

Nun, wenn das Singen bey dem Gewitter auch nichts hilft, so kann es doch auch nicht schaden. Ich werde es mir also nicht nehmen lassen. Ich singe sehr gerne und dahero auch recht fleißig, nicht allein des Morgens und Abends, sondern auch vor und nach dem Essen, und wenn ich sonst eine Stunde übrig habe.

Ch. Freylich, schaden wird ihr das Singen eben nicht; allein sie thut doch eine sehr überflüßige Sache, und es wäre weit besser, wenn sie statt dessen die nöthigsten Vorsichtigkeitsregeln zum Verhalten beym Gewitter kennen lernte; daß man sich z. B. in schwülen Tagen reinlich verhalten, vor allen Erhitzungen hüten, während dem Gewitter Bette und Schlafzimmer verlassen, die Fenster von der Seite,

von

von welcher die Donnerwolken im Anzuge sind, verschließen, und auf der entgegengesetzten Seite öfnen müßte u. s. w. Ferner stöhrt sie durch das Singen leicht andere, die der Ruhe und Stille bedürfen. Wir beyde z. B. waren jetzt von der Reise ermüdet und eben im besten Schlafe, als sie uns durch ihren Gesang aufweckte. Wir wollen ihr dies wohl verzeihen, da wir nicht so verwöhnt sind, daß wir nicht auch allenfalls eine Nacht schlaflos sollten zubringen können. Aber wenn sie zu Hause ist und etwa kranke oder solche Nachbarn hat, die sich mit Arbeiten beschäftigen, welche anhaltendes Nachdenken erfordern, so schadet sie diesen, besonders da sie eine so durchdringende Stimme hat. Und sie selbst hat doch auch keinen Nutzen davon. — Will sie aber ja singen, so singe sie doch nicht solche Lieder, wie vorher, in welchen Gott als ein grimmiger, rachsüchtiger Feind der Menschen geschildert wird, und die wohlthätigsten Naturwirkungen als Strafen vorgestellt werden. — Von dem Nutzen der Gewitter ist sie doch wohl überzeugt?

Die Fr. Ja, das bin ich wohl, aber sie thun doch auch manchmal vielen Schaden.

Ch. Freylich geschieht dies bisweilen. Aber der Schaden der durch sie entsteht, kommt doch gar nicht in Betrachtung gegen die Vortheile die sie uns durch die gereinigte Luft, durch den

 sie

sie begleitenden Regen, durch die Erschütterung des Bodens, und durch die Beförderung des Wachsthums der Gewächse verschaffen. Regen, Wind, Frost und alle übrigen Naturerscheinungen thun auch bisweilen Schaden, sollten sie aber ganz wegfallen, so würde der Gang der Natur in Stocken gerathen, und die Erde bald unbewohnbar für die Menschen werden. — Meine liebe Frau! glaube sie es mir: Gewitter sind keine Strafen Gottes, sie sind der redendste Beweiß seiner Güte. Nur den Abergläubischen schrecken sie, den Vernünftigen, den Gutgesinnten erfüllen sie mit Empfindungen, die ihm viel Freude gewähren; die, wenn sie sich auch nicht laut äußern, mehr Ehrfurcht gegen Gott beweisen, als noch so viele Lieder, mit heller Kehle abgesungen.

Der alte Mann. Ich denke auch so, und habe deswegen in meinem ganzen Hause verboten, daß man meinen Kindern bey dem Gewitter nie sagen müsse: der liebe Gott ist böse; der liebe Gott schillt, welches die mehresten von meinen Nachbarn ihren Kindern zu sagen pflegen. Dafür habe ich auch die Freude, daß meine Kinder von aller Furcht bey dem Gewitter frey sind, und sich über den Glanz des Blitzes und das Krachen des Donners recht herzlich freuen können.

Ch. Daran hat er sehr wohl gethan, lieber Freund! Fahre er fort, solche schädliche Irrthümer auszurotten und ihre Verbreitung zu verhindern, und er wird sich, auf irgend eine Art, reichlich dafür belohnt fühlen. — Hält man das Gewitter für göttliche Strafe, so entsteht der Nachtheil daraus, daß man oft die besten Menschen, — wenn ihnen das Gewitter etwa Schaden gethan — für Bösewichter hält, und ihnen seine Liebe und seine Hülfe entzieht.

Der a. M. Auch davon kann ich Ihnen ein Geschichtchen erzählen, welches ich in meiner Jugend selbst erlebt habe. Auf dem Felde eines benachbarten Dorfs hatte sich ein Mann Hof, Ställe und Scheune gebaut. Jedermann gab ihm das Zeugniß, daß er ein fleißiger, rechtschaffener, wohlthätiger Mann sey. Dieser hatte das Unglück, daß eben nach vollbrachter Erndte das Gewitter in seine Scheune schlug. Weil nun die Leute im Dorfe dieses als eine göttliche Strafe ansahen, und der Mann überdem so weit von ihnen wohnte, daß ihnen das Feuer keinen Schaden thun konnte, so eilte niemand, selbst die nicht, denen er so oft Wohlthaten erzeugt, zum Löschen herbey. Der Mann verlor alles das Seinige, und mußte nachher viele Jahre in der bittersten Armuth zubringen, ehe er wieder so weit kam, daß er

seine Aecker und seine neuen Gebäude von Schulden befreyen konnte.

Während dieser Gespräche war der Morgen völlig angebrochen, Christus und Johannes machten sich mit der Hoffnung auf den Weg, daß die vorgefallenen Unterredungen etwas dazu beytragen würden, manche irrige Vorstellung von Gott, und den Würkungen der Natur zu vertilgen, wodurch die Menschen so oft zu unrechtmäßigen Handlungen verleitet wurden.

Die erheiterte Luft, das erfrischte Grün der Felder und Wälder, und alle die Würkungen, die ein Gewitter mehrentheils hervorzubringen pflegt, gaben ihnen die Stärke und Heiterkeit, welche sie von der Ruhe in der Nacht erwartet hatten. Nur Johannes gieng noch immer stillschweigend an der Seite seines Freundes.

Macht denn heute, fragte endlich Christus, die verschönerte Natur gar keinen Eindruck auf dich, daß du so trübe und stillschweigend neben mir gehst?

Joh. Das eben nicht; aber sie kann den stärkern Eindruck nicht ganz auslöschen, den die Unterredung im Gasthofe auf mich gemacht hat.

Ch. Und der ist?

Joh. Es betrübt mich, daß unsere Vorstellungen von Gott, als einem Gott der Liebe, noch so wenig Eingang bey den Menschen gefunden; daß die jüdischen Begriffe von Gott, als einem despotischen Regenten, noch immer herrschend; und daß der Glaube an Wunder noch in diesen Zeiten bey den Menschen so stark ist.

Chr. In den ersten beyden Fällen gebe ich dir Recht; aber wie kommst du auf den letzten Gedanken?

Joh. Sehr natürlich. Die Frau im Wirthshause, welche uns durch ihren Gesang aus dem Schlafe weckte, glaubte doch gewiß durch ihr Singen ein Wunder bewürken zu können; denn stellte sie sich nicht vor, Gott werde nun den Gewitterwolken einen andern Gang anweisen, als ohne ihr Singen geschehen wäre. — Und wie schädlich ist nicht ein solcher Wunderglauben. Er hält die Menschen von der Kenntniß der Gesetze der Natur ab, deren Bekanntschaft ihnen doch so viel Vortheile gewährt; er befördert Aberglauben und Schwärmerey; er bringt Geringschätzung der Vernunft zuwege, und ist selbst der Besserung der Menschen hinderlich, da sie auch diese nur durch ein Wunder erwarten, und also ihre eigene Kräfte dabey in Unthätigkeit lassen.

Ch. Ich gebe dir völlig recht. Und an diesen abergläubischen Begriffen der Leute sind in den mehrsten Fällen die Prediger schuld.

Joh. Das ists eben, was mich betrübt, daß die Leute, welche Irrthümer und Aberglauben ausrotten sollten, sie verbreiten helfen. Der Glaube an das Wunderbare ist freylich dem Menschen, der die Gesetze der Natur nicht kennt, beständig eigen, und ganz allgemein wird er vielleicht nie ausgerottet werden, es müßte denn seyn, daß man die Menschen immer mehr mit der Natur bekannt machte, welches auch verschiedene Männer mit gutem Erfolg gethan haben. Im Preußischen soll dies aber itzt verboten seyn *). In einzelnen Fällen müßte ihnen nie der Glaube an Wunder gestattet werden; so wie z. B. ein recht orthodoxer Richter, der

*) Dies ist in der schon angeführten: umständlichen Anweisung rc. geschehen. Denn da wird den Predigern anbefohlen „sich in Predigten der zweckwidrigen physisch theologisch seyn sollenden Betrachtungen" „in ihren Katechisationen der Gegenstände der Natur und der Landwirthschaft" und überhaupt „der Betrachtungen über die in die Naturlehre einschlagende Dinge zu enthalten, zu deren un-

der von der Würkung des Teufels auf die Menschen eine auch noch so hohe Meynung hat, die Entschuldigung: der Teufel hat mich verführt, doch nie — in den preußischen Landen wenigstens — zum Grunde einer Erlassung der Strafe, oder auch nur zur Milderung eines Verbrechens annehmen darf *).

Ch.

unzweckmäßiger Betrachtung die Bibel gemißbraucht wird; und bey welcher keine ächte Anweisung und Ermahnung zur wahren Gottseligkeit möglich ist."

*) Dies ist aber sehr inkonsequent. In einem Lande wo der Glaube an die Macht des Teufels einen wichtigen Glaubensartikel ausmacht, über dessen Verbreitung die Glaubenswächter mit aller Schärfe wachen, sollte man doch auch auf die Leute Rücksicht nehmen, die durch ihre eigne Erfahrung so schöne Beweise von diesem Dogma geben können. Es entschuldiget ja wohl, wenn man durch menschliche Gewalt zu etwas bösem gezwungen wird, warum sollte es denn nicht entschuldigen durch die ungleich größere Macht und List des Teufels, der sich auch in einen Engel des Lichts verstellen kann — zum Bösen verführt zu werden, da wir uns gegen dieselbe nicht einmal so gut als gegen menschliche Uebermacht schützen können. — Aber so geht es, wenn man die

Ver-

Ch. Dies wäre freylich schon viel. Aber so lange der Glaube an alte Wunder noch unterhalten; so lange derselbe noch vorgetragen, und vorzutragen befohlen wird, so sehe ich nicht ein, warum die Menschen nicht auch noch itzt neue Wunder annehmen sollten. Ist Gott, würden solche Leute sagen, nicht noch eben so mächtig, wie sonst? Ist er itzt nicht mehr so gütig gegen die Menschen gesinnt wie ehemals? Wird uns nicht noch immer die Erhörung unserer Gebete versprochen, und wie können wir dies ohne Wunder hoffen? Und wo ist jemals gesagt worden, daß und wenn die Wunder aufhören sollten? — Ich sehe nicht ein, was man hierauf antworten könnte, was die Leute,

die

Vernunft auch nur in weltlichen Angelegenheiten herrschen läßt. Sie findet auch von da aus einen Schlupfwinkel ins geistliche. — O! schaft sie ganz ab, diese euch mit Recht so verhaßte Vernunft; da ihr derselben bereits den Krieg angekündiget. Schaft sie ganz ab! Sperret alle Vernünftige ein; oder — wenn sie auch noch aus ihrem Kerker schaden können — jagt sie aus dem Lande. Erbaut Scheiterhaufen und Galgen für sie! Seyd der Sicherheit wegen selbst ihre Henker! — Vielleicht gelingt es euch dann, die Unvernunft überall einzuführen, und nur mit eures Gleichen zu leben.

die auch nur ein Wunder annehmen, befriedigen sollte. — Glauben sie aber erst einmal an Wunder, dann wird es ihnen nie an Bestätigung ihres Glaubens fehlen. Ehe sie sich die Mühe geben, über die natürlichen Ursachen dieses oder jenes Vorfalls nachzudenken, ist es ihnen weit bequemer, diesen unerklärbaren Vorfall für ein Wunder anzuerkennen; besonders da ihre eigene ihnen so werthe Personen dadurch eine weit grössere Wichtigkeit erhalten.

Joh. Ich bedaure sehr, an der Ausbreitung dieses Irrthums selbst mit Schuld zu seyn. Denn in meiner Erzählung deines Lebens habe ich manche deiner Thaten als Wunder vorgestellt, die doch ganz natürlich zugiengen. Ich glaubte aber, deine Lehre würde bey dem abergläubischen jüdischen Volke nicht so viel Eingang finden, wenn sie uns die Lehre eines Menschen, wie die übrigen sind, schien. Darum erzählte ich vieles so von dir, wie es von einen großen Theil unserer Zeitgenossen, würklich beurtheilt wurde.

Ch. Deine gute Absicht hiebey kann dich freylich etwas entschuldigen, aber nicht gänzlich rechtfertigen. Einen herrschenden Irrthum nicht geradezu bestreiten, kann zuweilen erlaubt seyn, aber ihn verbreiten oder begünstigen, bleibt immer unrecht. — Indeß die heutigen Religionslehrer sollten doch wohl schon einsehen können,

nen, daß die Erzählung von den Wundern, die ich verrichtet haben soll, so nützlich sie auch damals war, itzt nicht nur überflüssig, sondern sogar schädlich sey. Die Juden waren zu meiner Zeit zu wenig darauf vorbereitet, sich nur durch Vernunftgründe von der Wahrheit meiner Lehre zu überzeugen. Ich selbst konnte daher ihrem Glauben an Wunder nicht immer widersprechen, denn ihn bey einem so ungebildeten Volke auf einmal auszurotten war wohl nicht möglich; obgleich ich ihnen denselben oft genug verwieß. Aber itzt — da man durch die Bemühungen so vieler, für die Verbreitung der Wahrheit eifrigen Männer, längst im Stande ist, die Wahrheit meiner Lehre mit Vernunftgründen zu beweisen; jetzt, da dieser Beweiß auf einen großen Theil der auf so manche Art ausgebildeten Menschen, die größte Wirkung thut; jetzt, da man in allen übrigen Dingen selbst den gemeinen Mann zum vernünftigen Nachdenken anzuführen sucht, jetzt sollte man doch alles, was als Wunder von mir und meinen Nachfolgern erzählt wird in dem Volksunterrichte gänzlich übergehen; und es vor der Hand jedem selbst überlassen, so viel oder so wenig davon zu glauben als er Lust hat. Man sollte sich bemühen — ohne sich an die Gesetze zu kehren, die das Gegentheil gebieten, — den Menschen hauptsächlich ihre Pflichten deütlich vorzutragen und einzuschärfen. Man sollte sie

die Ungewißheit des mehresten was wir — nach allerhand Vorschriften — glauben sollen; dagegen aber die Gewißheit und Nothwendigkeit dessen, was wir zu thun haben, öfterer bemerken lassen. Man sollte fleißig zeigen, daß nicht das, was für den Menschen gethan wird, sondern allein das, was er selbst thut, ihm Würde und Verdienst geben und dergl. mehr, — denn würde es sich mit dem Glauben an Wunder wohl von selbst geben. — Und alle die Laster welche Schwärmerey und Aberglauben so häufig erzeigt haben und noch erzeugen, würden dann wegfallen.

Joh. Möchte doch dieser Zeitpunkt — in welchem so gelehrt wird, — bald, bald für den ganzen Erdkreis eingetreten seyn!

Ch. Dies wird freylich noch lange dauren. Wenn aber der Ausbreitung der Wahrheit, nur nicht von Seiten blind eifernder Priester und durch sie irregeleiteter schwacher Regenten Hindernisse in den Weg gelegt werden, so wird er endlich doch wohl erscheinen. Ja selbst diese Hindernisse werden nicht immer unbesiegt bleiben. Endlich werden doch Vernunft und Rechtschaffenheit triumphiren, und denn wird die Welt im Lichte der Wahrheit desto herrlicher glänzen.

Durch

Durch Heiligenbeil und Braunsberg giengen unsere Reisenden, ohne sich aufzuhalten.

In Frauenburg begnügten sie sich die prächtige Domkirche und die reizend liegenden Wohnungen der Domherren von außen zu betrachten. Bey dem Anblicke der letztern bedauerten sie, daß so viele Bequemlichkeit und Muße, Leuten zu Theil geworden, die ihrem Amte nach gänzlich unnütz, und noch überdem größtentheils Verschwender und Müssiggänger sind; Leuten, unter welchen sich in einigen Jahrhunderten nur ein Nicolaus Copernikus gefunden, der seine Zeit auf die Erweiterung einer nützlichen Wissenschaft verwandte, und von dessen Erfindungen sie auch itzt noch in Frauenburg eine künstlich angelegte Wasserleitung sehen, die aber nicht mehr in brauchbaren Stande erhalten wird. — Sie freuten sich, daß unter der Regierung Friedrichs des Einzigen die Einnahme jener überflüssigen Menschen sehr eingeschränkt worden; die aber doch noch immer groß genug blieb, um noch einmal so vielen Männern, die in treuer Erfüllung ihrer Berufsgeschäfte, betagt und schwach geworden, eine anständige Belohnung zu gewähren.

Als sie durch das Dorf Neukirch kamen, und die daselbst befindliche katholische Kirche eben offen stand, giengen sie hinein. Sie fanden

aber

aber daselbst nichts merkwürdiges, als ein Gemählde von Christo, auf welchem er als Kind vorgestellt, und mit einer großen Allongeperücke, mit einem rothen Scharlachmantel mit Gold besetzt, bekleidet war. Dies Bild hatte die Aufschrift: Jesus amabilis. (der liebenswürdige Jesus). Sie mußten über die Einfalt des Mahlers herzlich lachen, der Jesum so vorstellen und darin etwas liebenswürdiges finden konnte. Es war ihnen aber doch auch ärgerlich, daß man durch solche alberne Figuren, die Aufmerksamkeit der Leute, die ohnehin nicht sehr groß ist, schwäche.

Ihr Nachtquartier beschlossen sie in Trunz einem Dorfe 2 Meilen von Elbing zu halten. Des Abends giengen sie noch ein wenig im Dorfe herum, und begegneten bey dieser Gelegenheit dem Prediger des Dorfs. Dieser ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und als er hörte, daß sie Studirende wären, bat er sie recht sehr, diese Nacht bey ihm zu bleiben. Sie erfüllten diese Bitte sehr gern, weil sie in dem Prediger einen artigen jungen Mann fanden, und ihnen im Wirthshause vielleicht eine eben so unruhige Nacht, wie die vorige bevorstehen konnte. Kaum war ihnen aber eine halbe Stunde in der Gesellschaft des Predigers recht angenehm verflossen, als dieser abgerufen wurde, einem Kranken, der schon in den letzten Zügen läge, das Abendmahl

zu reichen. Nach der Zurückkunft des Predigers gab ihnen dieser Vorfall Gelegenheit, manches wahre und nützliche über die Irrthümer zu reden, die noch unter den großen Haufen schlecht unterrichteter Christen, über die Krankenbesuche des Predigers und den Gebrauch des Abendmahls für Kranke herrschend sind. Sie waren sämtlich darinnen einig, daß da der gemeine Mann diesen Krankenbesuchen und dem Gebrauch des Abendmahls eine übernatürliche Kraft beylege; da er letzteres oft als physisches Mittel wider seine Krankheit brauche, dieses ihn fast immer zur Nachlässigkeit, sowohl in Besserung seiner Gesinnungen, als auch im Gebrauche natürlicher, zweckmäßiger Mittel wider seine Krankheit verleite. — Ich werde den Lesern dieses Gespräch nicht ganz mittheilen, weil sie den Inhalt desselben leicht errathen können. Und was etwa ihrem Nachdenken entgehen sollte, werden sie vermuthlich in nachstehender Kantischen Anmerkung finden, in welcher die Zweckmäßigkeit der Krankenbesuche des Predigers von ihrer moralischen Seite betrachtet wird *): „Die Absicht derer, die am Ende des Lebens, einen Geistlichen ruhen lassen, ist gewöhnlich: daß sie an ihm einen Tröster haben wollen; nicht wegen der phy-

*) Kants Religion in den Grenzen der bloßen Vernunft p. 105. 2te Aufl.

physischen Leiden, welche die letzte Krankheit, ja auch nur die natürliche Furcht vor dem Tode mit sich führt, (denn darüber kann der Tod selber, der sie beendigt, Tröster seyn), sondern wegen der moralischen, nämlich der Vorwürfe des Gewissens. Hier sollte nun dieses eher aufgeregt und geschärft werden, um, was noch Gutes zu thun, oder Böses in seinen übrig bleibenden Folgen zu vernichten (repariren) sey, ja nicht zu verabsäumen, nach der Warnung „sey willfährig deinem Widersacher (dem, der einen Rechtsanspruch wider dich hat) so lange du noch mit ihm auf dem Wege bist (d. i. so lange du noch lebst) damit er dich nicht dem Richter (nach dem Tode) überliefere, u. s. w." An dessen Statt aber gleichsam Opium fürs Gewissen zu geben, ist Verschuldigung an ihm selbst und andern ihn überlebenden; ganz wider die Endabsicht, wozu ein solcher Gewissensbeystand am Ende des Lebens für nöthig gehalten werden kann."

Obige Unterredung führte den Prediger mit seinen Gästen bald auf ein anderes Gespräch, aus welchem ich doch das Vornehmste, seiner Wichtigkeit wegen, mittheilen will.

Prediger. Da indessen der größte Theil der Menschen, noch immer viele Beruhigung bey dem Besuche des Predigers und dem Gebrauch des Abendmahls findet, und es doch das Haupt=

geschäfte des Predigers, als Religionslehrer, seyn muß, die Menschen zur Glückseligkeit zu führen, so muß er nicht allein die Menschen lehren, wodurch sie glücklich werden können, sondern er muß auch alles thun, was ihre Glückseligkeit befördern kann.

Ch. Hierin kann ich nicht einstimmen. Ich glaube vielmehr nicht Glückseligkeit, sondern Rechtschaffenheit zu befördern, sollte der Zweck des Predigtamts und also auch der Bemühungen des Predigers seyn.

Pred. Am Ende wird dies wohl auf eins hinaus laufen, wenn uns doch die Tugend — wie nicht zu leugnen ist — glücklich macht.

Ch. Ich will dies nicht leugnen; obgleich wir, so viel uns die Erfahrung lehrt, hierüber nicht entscheidend urtheilen können. Indessen ist doch so viel gewiß, daß Tugend und Glückseligkeit in keiner nothwendigen Verbindung als Ursach und Wirkung mit einander stehen. Wie oft ist nicht der Lasterhafte glücklich, und der Rechtschaffene unglücklich?

Pred. Ja! was die Glückseligkeit seines Zustandes betrift; aber dafür empfindet der Tugendhafte doch eine innere Glückseligkeit, die er um keine äußere Glücksgüter vertauschen würde, und die dem Lasterhaften immer unbekannt bleibt.

Ch. Auch dies gebe ich Ihnen zu. Ihre Behauptung ist aber noch nicht hinlänglich, wenn sie das Bestreben nach Glückseligkeit zum Hauptzweck aller menschlichen Handlungen, und die Klugheitsregel: Befördere deine Glückseligkeit zum Princip der Moral machen. Denn wie wollen sie nun den Menschen zeigen, was ihre Pflicht ist?

Pred. Wenn ich ihnen sage: alles was deine innere Glückseligkeit, alles was das Wohl deiner Seelen befördert, — alles dies zu thun ist deine Pflicht.

Ch. Wie soll aber der Mensch wissen, was sein inneres Glück, was das Wohl seiner Seelen befördert, und was also seine Pflicht ist — da er doch das, was ihn glücklich macht, erst aus der Erfahrung lernen kann? Wird er also nicht erst das Gute und Böse versuchen, und aus seinen Folgen beurtheilen müssen, ehe er darüber urtheilen kann, was gut oder böse, und was also seine Pflicht ist.

Joh. Und wie leicht kann er sich in diesen Folgen täuschen? Wie leicht wird er etwas für gut halten, weil es mit angenehmen sinnlichen Folgen verbunden ist? Wie leicht wird er sich von einer Pflicht frey sprechen, wenn die Ausübung derselben mit Aufopferungen verbunden ist, die ihm beschwerlich sind?

Pred. In diesem Falle muß man ihn lehren, das geistige Vergnügen dem bloß sinnlichen; das dauerhaftere, dem schnell vorübergehenden vorzuziehen.

Ch. Durch diese Antwort ist mein Einwurf noch nicht gehoben. Denn wie soll der Mensch nun wieder, ohne es aus Erfahrung gelernt zu haben, wissen, was ihm, geistiges oder bloß sinnliches — (und am Ende sind doch alle Freuden sinnlich) — dauerhaftes, oder vorübergehendes Vergnügen gewährt?

Joh. Und selbst diese Erfahrungen, wie sehr können sie ihn irre führen? Wie mancher erfreut sich eines Bubenstücks oft Jahre lang von ganzem Herzen, und genießt die angenehmen Folgen desselben Zeitlebens? Wie mancher zieht sich im Gegentheil durch seine Rechtschaffenheit widrige Schicksale zu, die nicht eher als mit seinem Tode aufhören?

Ch. Sie werden darin meinem Freunde recht geben müssen. Auf diesem Wege kann der Mensch nie zur Kenntniß seiner Pflichten gelangen. Er dreht sich immer im Cirkel herum. Frägt er: was ist gut? — so heißt es, was deine Glückseligkeit befördert. Und frägt er wieder: was befördert meine Glückseligkeit? — so heißt es: das Gute. Nehmen wir nun noch an — was wir ganz sicher annehmen können, da es die allgemeine Erfahrung beweißt — daß

die Empfindungen der Menschen sehr verschieden sind, daß dem Einen dieß, dem Andern jenes zur Vermehrung seiner Glückseligkeit beytrage, so müßte jeder Mensch andere Vorschriften für sein Verhalten haben. — Und sind noch überdem die Folgen einer Handlung allemal gleich, so giebt es auch keine nothwendige Gesetze unsers Verhaltens.

Pred. Man darf nur dem Menschen sagen, daß er nicht bloß auf die Folgen seiner Handlungen sehen soll, die er in diesem Leben, sondern hauptsächlich auf die, welche er in jenem Leben zu erwarten hat.

Ch. Und wie soll er nun wissen, was in jenem Leben Belohnung oder Bestrafung nach sich ziehen wird, wenn er bloß aus den Folgen urtheilen soll, ob eine Handlung gut oder böse ist? Müßte er da nicht das Letztere auf eine andere Art erkennen können.

Joh. Gesetzt aber auch: er wüßte nun auf irgend eine andere Art, was Gut oder Böse sey; er thäte aber nun das Gute bloß um der Belohnung willen, und unterließ das Böse bloß deshalb, weil es bestraft wird; könnten wir da wohl seinen Handlungen einen moralischen Werth beylegen, da er sie bloß aus Eigennutz — mag dieser auch noch so fein seyn — verrichtet?

Pred. Das Verlangen nach Glückseligkeit ist aber doch so allgemein, und dem Menschen

so natürlich — sollte man ihm denn keine Hoffnung auf die Befriedigung desselben machen?

Ch. Dies mag man immer! Dies soll auch der Lehrer der Religion thun, nur die Verbindlichkeit zur Erfüllung der Pflichten muß er nicht darauf gründen. Ja, er kann sogar Menschen, die noch nicht moralisch gebildet sind, durch die Darstellung der fast immer beglückenden Folgen guter Handlungen für die Tugend zu gewinnen, und die Reizungen zum Bösen zu besiegen suchen.

Joh. Sie werden sich erinnern, daß Christus einst auf die nämliche Art verfuhr: er prieß die Menschen oft selig, die gut gesinnt waren; er verhieß ihnen Belohnungen, wenn sie sich durch keine Unannehmlichkeiten von der Befolgung seiner Gesetze abhalten ließen; er versprach ihnen Ersatz für das, was sie im Dienste der Wahrheit und Tugend aufopfern würden. Aber er sagte niemals: Seyd gut gesinnt! Handelt rechtschaffen, weil ihr dafür Belohnung zu erwarten habt. Er wollte durch diese Verheißungen doch gewiß bloß die Hindernisse aus dem Wege räumen, die der Ausbreitung der Moralität Abbruch gethan hätten. Denn es ist doch gewiß leicht einen Menschen sittlich gut gesinnt zu machen, wenn er sich erst zur Legalität (zur Uebereinstimmung seiner

äußern

äußern Handlungen mit dem Gesetz) gewöhnt hat, als wenn dies nicht geschehen wäre *).

Ch. Ich hoffe, sie werden, wenn sie auch nur das wenige überdenken, was wir ihnen itzt sagen konnten, deutlich einsehen, daß es nicht genug ist, wenn man den Menschen sagt: Strebe nach Glückseligkeit! sie auch sittlich gutgesinnt zu machen — Was unsere Pflicht ist, müssen wir in jedem einzelnen Falle vor der Handlung erkennen können, was aber unsere Glückseligkeit befördern wird, können wir in den wenigsten Fällen voraus wissen. — Die Folgen unserer Handlungen, und also auch unsere Glückseligkeit stehen nicht in unserer Gewalt,

*) Es fehlt uns — so viel ich weiß — noch immer an einem Werke, in welchem uns ausführlich und gründlich gezeigt wird: ob und wie man auch sinnliche Hülfsmittel zur Beförderung der Moralität gebrauchen könne; und dies wäre doch ein Gegenstand der Bearbeitung der größten Philosophen nicht unwerth. — So viel ist wohl ausgemacht, daß man bloß durch die Vorstellung der Vernunftmäßigkeit einer Handlung nicht alle Hinderniße der Sittlichkeit aus dem Wege räumen kann. Welche andere Mittel soll man aber in dieser Absicht gebrauchen, ohne der Reinheit der Gesinnungen Abbruch zu thun.

walt, unsere erkannten Pflichten aber müssen wir beständig thun können u. s. w.

Dies waren die Hauptpunkte dieses Gesprächs. Ich überlasse es nun meinen Lesern zu entscheiden, ob das, was unsere Reisenden sagten, hinlänglich gewesen, den Prediger zu überzeugen. — Vielleicht kommen wir noch bey einer andern Gelegenheit auf diese Materie zurück, wo wir sie gründlicher ausgeführt sehen werden, als es in einem Gespräche geschehen könnte. — So viel ist aber wohl gewiß, daß die Regel: Befördere deine Glückseligkeit! so nützlich sie auch in vielen Fällen als Klugheitsregel seyn mag, als Princip der Moralität nicht hinlänglich und schädlich ist. Sie muß also der von Kant aufgestellten Formel: „Handle so, daß du wollen kannst, daß deine Maxime ein allgemeines Gesetz werde", weit nachstehen.

Den andern Morgen wollten Christus und Johannes gleich abreisen; der Prediger ließ sie aber nicht eher als bis gegen Abend fort, in dessen Gesellschaft ihnen auch der Tag recht angenehm verfloß. Bey ihrer Abreise gab er ihnen noch ein Empfehlungsschreiben an einen seiner Freunde in Elbing mit, bey welchen sie sich während ihrer Anwesenheit in Elbing aufhalten konnten, weil ihnen dies doch lieber seyn würde, als in dem zerstreuenden Geräusche eines

öffent-

öffentlichen Gasthofes zu wohnen. Sie nahmen dies Anerbieten mit Freuden an, weil sie dadurch mehrere Gelegenheit zu erhalten hoften, Bemerkungen anzustellen und Nachrichten einzuziehen, die dem Zwecke ihrer Reise gemäß wären. Vergnügt schieden sie von einander. Den Abend trafen sie in Elbing ein, und wurden von dem Manne, an welchen sie empfohlen worden, freundschaftlich aufgenommen. Doch — ihr Aufenthalt in Elbing verdient ein eigenes Kapitel.

Drittes Kapitel.

Aufenthalt in Elbing.

Der Kaufmann Bellmann, so hieß der Mann, bey welchem Christus und Johannes in Elbing logirten — war einer von den guten Menschen, die, wo es nur nicht große Aufopferungen erfordert, gerne jedem so viel Vergnügen als möglich machen; ohne sich darum zu bekümmern, ob das, was ihnen Vergnügen

gen macht, auch andern angenehm sey. Er freute sich herzlich, daß ihm die diesjährige Stille in der Handlung erlaubte, fast alle seine Zeit der Unterhaltung seiner Gäste und der Sorge für ihr Vergnügen zu widmen. Er hörte daher auch nicht eher auf, sie zu bitten, bis sie ihm versprachen, wenigstens 14 Tage bey ihm zu bleiben. Sie hatten sich zwar nicht vorgenommen, sich so lange hier aufzuhalten, allein da sie sahen, daß ihnen die Gefälligkeit des Herrn Bellmanns wenig Zeit übrig lassen würde, Beobachtungen über den Religionszustand in Elbing zu machen, so beschlossen sie zu bleiben. Da überdem Elbing — nach Danzig — doch die größte Stadt in Westpreußen ist, und sich der Religionszustand der kleinen Städte und Dörfer ziemlich sicher nach den größern Oertern beurtheilen läßt, so nahmen sie sich vor, hierüber in Elbing so viel Bemerkungen zu sammlen, als ihnen nur möglich seyn würde. Schade! daß Herr Bellmann nicht der Mann war, der ihnen ihr Forschen erleichtern konnte, denn dies war ein Punkt, der ihn sehr wenig interessirte. Er glaubte, wenn er nur solche Verbrechen vermiede, die in den zehn Geboten verboten, und nach bürgerlichen Gesetzen bestraft würden, so hätte er alles gethan, was man von ihm fordern könne. So wenig dies auch sonst hinläng-

lich

lich ist, einen moralisch-guten Menschen zu bilden, so war es doch in der That bey Herrn Bellmann genug, ihn zu einen, im Ganzen genommen, guten Bürger, Hausvater und Gesellschafter zu machen, da sein Temperament und das ziemliche Gleichgewicht seiner Neigungen, ihn zur Erfüllung aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Pflichten geneigt machte, wenn sie nur nicht sehr beschwerlich waren. Uebrigens war er in der Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes und der Beobachtung anderer religiösen Gebräuche sehr pünktlich, und nur sehr große Vergnügungen konnten ihn bewegen, eine freywillige Ausnahme oder Abänderung darin zu machen. Ueber Religionssachen zu grübeln war seine Sache nicht. Hierin verließ er sich auf die Prediger, die, wie er zu sagen pflegte, das Ding besser verstehen müßten, als er. Er zeigte zwar in verschiedenen Unterredungen über Religionsmaterien, in welche ihn seine Gäste verwickelten, einen gesunden Verstand, aber die Achtung, welche er für die Prediger hatte — von denen auch der schlechteste seiner Meynung nach doch immer Gottes Wort predigte — erlaubte ihm nicht, in Dingen, die er für Hauptpunkte hielt, das Gegentheil — wenn es ihm auch einleuchtender schien — von dem anzunehmen, was sie gesagt hatten. Doch genug von diesem Manne, um zu wissen, daß unsere

Peri-

Peripatetiker nur wenig von ihm erfahren konnten, was sie gerne gewußt hätten. Sie machten indeß nachhero noch andere Bekanntschaften, die ihnen hiezu nützlicher waren.

Gleich den folgenden Tag hatten sie einen sehr lustigen Vorfall. Vor dem Mittagsessen mußte ein kleines Kind von ohngefähr 5 Jahren das Tischgebet verrichten. Es that dies mit den Worten:

Komm Herr Jesu sey unser Gast,
Und segne was du bescheret hast.

Unsere Reisende geriethen darüber in große Verlegenheit; denn Christus glaubte ganz sicher, daß er hier erkannt wäre, indem man ihn förmlich und namentlich zur Tafel einlud. Die beyden Freunde waren daher auf das Betragen ihres Wirthes gegen sie sehr aufmerksam. Da er sie indessen nur mit der gewöhnlichen Achtung behandelte, die er auch andern Fremden erwieß; Da dies Tischgebet täglich zweymal wiederhohlt wurde, da sie es auch in andern Häusern hörten, so merkten sie endlich, daß es ein gewöhnliches Formular seyn müsse, welches die Leute vermuthlich für sehr erbaulich hielten. Sie fanden aber bald Gelegenheit zu zeigen, daß es dies nicht sey.

Als eines Tages das Kind dieses nämliche Gebet hergesagt hatte, sagte eine alte Tante des Kindes, die eben zugegen war:

Was

Was doch ihr lieber kleiner Fritz schon recht artig beten kann!

Frau Bellmann. Ja, und er kann noch mehr als das Gebetchen, welches sie eben gehört haben. — Fritzchen komm und bete doch einmal das Gebetchen, das dich die französische Mamsell gelehrt hat. Der kleine Junge kam und sagte ein beynahe eben so sinnloses Gebet her. Die ganze Gesellschaft lobte und küßte ihn dafür.

Ch. Ich habe nicht gewußt, daß ihr kleiner Fritz auch französisch kann.

Hr. Bellm. Sonst kann er noch nichts als dies Gebetchen. Ich habe ihn erst seit 4 Wochen zu einer französischen Mamsell geschickt, die sich hier aufhält.

Ch. Ich denke diese französische Mamsell hätte auch wohl etwas nützlicheres thun können, als ihrem Fritz ein französisches Gebet lehren. Haben sie hier in Elbing keine bessere Lehrer für ihr Kind.

Hr. Bellm. Ich könnte meinen Sohn wohl aufs Gymnasium schicken, aber dazu ist er noch zu klein. Es sind hier auch freylich einige Kandidaten welche Unterricht geben, aber mit denen ist es — ein Paar ausgenommen, die schon zu sehr besetzt sind — nur so, so. —

Ch. Wie so?

Hr. Bellm. Ein hiesiger Prediger, Nahmens G** hat mich sehr vor ihnen gewarnet. Er sagte:

sagte: die gehörten auch zu den neuern Aufklärern, die überall nur die Vernunft zu Rathe zögen, so daß die Kinder die sie unterrichteten, endlich vor lauter Vernunft nichts glauben würden.

Ch. Und diese würden denn wohl gar unterlassen, die Kinder Gebete lernen zu lassen. Das wäre freylich ein erstaunendes Verbrechen, und der unumstößlichste Beweiß, daß diese Candidaten gar keine Religion haben.

Hr. Bellm. Ey, Ey! Herr Weltmann. Sie gehören auch wohl zu den Neuern, die das Gebet der Kinder verwerfen?

Ch. Ja und Nein, wie man es nimmt; obgleich mich das nie für eine Meynung entscheiden kann, ob sie alt oder neu ist.

Hr. Bellm. Sie sagen Ja und Nein. Wie soll ich das verstehen?

Ch. Ich halte das Gebet, wenn es eine Bitte um etwas seyn soll, nicht allein für sehr überflüßig, sondern auch für schädlich. Gott hat uns Verstandeskräfte gegeben, das kennen zu lernen und uns zu verschaffen, was uns nützlich ist. Wenn wir also um das bitten, was wir wünschen, so müssen wir entweder glauben: Gott wisse nicht, was uns fehlt, oder wir haben nicht Lust, von unsern Kräften Gebrauch zu machen, und bitten also, daß uns das Gott ohne unsere Bemühung geben möchte, was wir wünschen.

Frau

Fr. Bellm. Wissen Sie aber nicht, daß es in jenem Liede heißt:

Ja, er will gebeten seyn
Wenn er was soll geben!
Er verlanget unser Schreyn u. s. w.

Ch. Ich weiß es wohl, muß es aber sehr mißbilligen, daß es da steht. Denn hier wird Gott als ein stolzer Mensch vorgestellt, der uns nicht deshalb etwas giebt, weil es unser Wohl befördert, sondern weil es seiner Eigenliebe schmeichelt, daß wir ihn für unsern Oberherrn erkennen. Können wir dies aber wohl vernünftiger Weise von Gott glauben?

Joh. Und müßten wir denn nicht glauben, daß er um unsers Gebets willen, alles einen andern Gang werde gehen lassen, als es sonst gegangen wäre? Sollten wir aber wohl so stolz seyn, uns einzubilden, so viel über Gott zu vermögen, daß er um unsers Gebets willen den natürlichen Lauf der Dinge aufheben und jedesmal ein Wunder verrichten werde?

Hr. Bellm. Gott kann ja aber wohl, weil er voraus sahe, daß wir ihn um dies oder jenes bitten würden, alles so eingerichtet haben, daß das geschieht, warum gebeten wird.

Ch. Also glauben sie doch, daß Gott durch unsere Schmeicheley — denn etwas anders sind doch wohl die gewöhnlichen Gebete nicht — bewogen werden sollte, unsern Willen zu erfüllen?

Hr. Bellm. Ich nehme dies nicht so, sondern ich glaube, daß Gott unser Gebet deshalb erhöre, weil wir so viel Zutrauen zu ihm haben.

Ch. Setzt es aber nicht ein größer Zutrauen voraus, wenn ich es von der Güte Gottes erwarte, daß er mir auch ohne mein Gebet geben wird, was mir nützlich ist, und was er doch gewiß besser muß beurtheilen können, als ich es kann? — Ist es nicht schon unter Menschen ein Beweiß größerer Freundschaft, wenn derjenige, der meine Bedürfnisse kennt, denselben ohne mein Bitten abhilft, als wenn er erst abwartet, ob ich ihn darum ersuche?

Joh. Was wollen sie auch von Gott bitten, daß er ihnen gewähren soll? Etwa Reichthum, Ehre, Gesundheit u. dergl.? Dazu haben wir die mehreste Zeit Mittel in Händen, und Verstand sie zu gebrauchen. Thun wir das letztere, so wird uns unsere Bemühung gelingen; thun wir es nicht, so wird uns auch das Gebet nicht helfen. Glauben sie wohl, daß das Gebet des Kranken der um seine Gesundheit bittet, erhöret werden kann, wenn er die Vorschriften des Arztes nicht befolgt? Oder, daß er nicht gesund werde, wenn er zwar die vorgeschriebenen Mittel braucht, aber nicht betet?

Ch. Ich will Ihnen noch ein einleuchtenderes Beyspiel geben wie wenig das Gebet nütze, wenn man sich nicht weise beträgt. Sie wissen,

daß

daß nun schon seit einigen Jahren, nicht allein von einem Menschen, sondern in vielen hundert Kirchen, wider die französische Nation gebetet wird. Glauben sie aber wohl, daß durch alles dieses Beten eine Schlacht gewonnen, oder auch nur ein einziger Franzose seinen Muth verloren? — Die Franzosen aber, von denen es eben nicht wahrscheinlich ist, daß sie für sich beten lassen, machen immer größere Fortschritte und erhalten einen Sieg nach dem andern, über die fleißig Betenden!

Herr Bellmann der ein großer Freund der französischen Nation und ein eben so großer Feind von dem Kriege gegen sie war, weil er in seiner Handlung einen ihm sehr unangenehmen Stillstand machte, fand dies Beyspiel zwar sehr überzeugend, war aber doch noch nicht Willens seine Meynung vom Gebet fahren zu lassen. Er erwiederte daher:

Man muß freylich nicht glauben, daß Gott immer unser Gebet erhöre, sondern es seinem Willen überlassen, ob er uns das, was wir gebeten haben, geben wolle oder nicht.

Joh. Das können wir ja aber auch thun, ohne zu beten?

Hr. Bellm. Wenn ich Ihnen auch in den angeführten und andern ähnlichen Fällen recht geben muß, so werden sie doch das Gebet um

Kraft zum Guten, um Rechtschaffenheit nicht verwerfen?

Ch. Gerade dies am ersten. Weshalb sollen wir Gott um Rechtschaffenheit bitten? Daß er uns eingeben möge zu erkennen, was recht oder unrecht ist? Das können wir auch ohne Gebet, durch den Gebrauch unserer Vernunft. — Oder, daß er uns Kraft gebe, das Gute zu thun? Auch diese haben wir, wenn wir sie brauchen wollen. Wer aber einen andern um etwas bittet, was er selbst thun kann, hat keine Lust dazu. Und deshalb steht das Gebet um Kraft zum Guten in so großem Ansehn. Gesetzt aber: Gott erhörte dieses Gebet, er gäbe uns außerordentliche Kraft und wir thäten also dadurch wirklich mehr Gutes als sonst geschehen wäre, wären wir denn dadurch wirklich besser geworden? Könnten wir uns wohl selbst das Gute beymessen, was Gott durch uns gethan hätte? Wir wären in dem Falle doch bloß ein Werkzeug in der Hand Gottes gewesen, und kann sich dies die Würkung zurechnen, die es von einer geschickten Hand geführt, hervorbringt? Verehren wir wohl den Pinsel oder Grabstichel der in der Hand eines Raphael oder Chodowiecky ein seelenerhebendes Gemählde, oder einen geistvollen Kupferstich hervorbrachte? Um Tugend beten heißt also nichts anders: als gestehen, daß man zwar gerne gut seyn möchte, aber nicht Lust

habe,

habe, seine Trägheit zu überwinden, und die Neigungen und Leidenschaften die der Ausübung unserer Pflichten im Wege stehen, zu besiegen.

Hr. Bellm. Ich kann mich gar nicht in sie finden. Sie sagten doch vorhero selbst, daß sie das Gebet der Kinder nicht ganz mißbilligen, und nun verwerfen sie ja alle Gebete.

Ch. Ich bitte um Verzeihung, das thue ich nicht: bloß die Bitten habe ich verworfen, und wie ich glaube mit hinlänglichen Gründen. Rechnen sie aber die Empfindungen, die bey dem Andenken an die unzähligen Wohlthaten, welche wir täglich genießen, unsere Seele durchströmen; rechnen sie die Anbetung in welche unser Geist bey der Betrachtung, der Ordnung und Harmonie des unermeßlichen Weltalls, und der weisen, zweckvollen Einrichtung desselben, gegen den Urheber desselben versinkt; rechnen sie den innigen herzlichen Wunsch, stets unserer hohen Würde, als vernünftige, zu einem immerwährenden Steigen zur Vollkommenheit, bestimmte Wesen, gemäß zu handeln; rechnen sie das feste unerschütterliche Vertrauen, daß Gott alle unsere und aller übrigen Menschen Schicksale, mit Weisheit und Güte lenkt, — rechnen sie dieses alles auch zum Gebet, dann habe ich nichts dawider. Ein solches Gebet kann aber nicht befohlen werden, es steigt in unserm Herzen von selbst auf.

Ich mißbillige es aber, den vorhin angeführten Gründen gemäß, sehr, wenn Kindern unverständliche, oft sinnlose Gebetsformulare ins Gedächtniß geprägt, wenn sie überhaupt eher zum Gebet angehalten werden, ehe ihre Vernunft so weit zur Reife gekommen, um sich doch eine, einigermaßen richtige Vorstellung von dem höchsten Wesen zu machen. Ich finde daher das bey ihnen gebräuchliche Tischgebet sehr verwerflich. Was soll das heißen; das sie Jesum zu Gast bitten? Glauben sie ihm, den sie doch für einen Bewohner des Himmels halten, mit ihren Speisen dienen zu können? Und gesetzt, dies wäre möglich, wie könnte er an allen Mahlzeiten Antheil nehmen, zu welchen er von so vielen tausend Menschen zu gleicher Zeit eingeladen wird? Diese Bitte ist also doch nur ein sehr sinnloses Compliment. — Oder wie soll er die Speisen segnen? Heißt das etwa: vermehren was da ist? oder ihm eine größere Kraft beylegen, als es sonst haben würde? oder verhüten, daß es unmäßig genossen, keine schädliche Würkung hervorbringe? Alles dieses glauben sie gewiß nicht; eben so wenig als das, daß ihnen Jesus ihre Speisen bescheeret. Ich denke, sie sind überzeugt dieselbe durch ihren Fleiß verdient zu haben. Und dieser Fleiß macht ihnen gewiß mehr Ehre, als irgend ein Geschenk von wem es auch herkomme.

Hr.

Hr. Bellm. Ich glaube, daß sie recht haben, und werde also dieses Gebet, da es doch überdem nirgends anbefohlen worden, abschaffen und ein anderes einführen.

Joh. Vielleicht das französische? Die Verbesserung würde eben nicht groß seyn.

Hr. Bellm. Etwas besser ist es doch?

Ch. Aber ihr kleiner Sohn versteht eins so wenig wie das andere. Französisch beten, habe ich irgendwo gelesen, heißt: Gott französische Vokabeln auffsagen. Und ich denke, der Mann, der dies sagte, hat recht.

Joh. Lieber Herr Bellmann, ich dächte sie ließen es überhaupt weg, ein bestimmtes Formular einzuführen. Schreiben sie wohl an ihre Freunde immer denselben Brief, gesetzt, daß auch ihre freundschaftlichen Gesinnungen gegen sie unverändert bleiben? Würden dies ihre Freunde nicht für Nachläßigkeit halten müssen? Und mit den Gebetsformularen ist es noch ärger, denn dadurch wird die Seele an Kaltsinn und Gedankenlosigkeit gewöhnt. Ich gebe in diesem Falle noch der Gewohnheit einiger indischen Völker den Vorzug, welche eine ordentliche Gebetmaschine haben, auf welcher alle ihre Gebete aufgeschrieben sind, und die sie nur zu festgesetzten Zeiten zu drehen brauchen. Dies ist doch ohnstreitig bequemer und erfordert weniger Zeit. — Oder um mein voriges Gleichniß noch weiter an-

anzuwenden, was würden wohl ihre Correspondenten denken, wenn einer von ihnen in ihr Schreibcomptoir käme, und ihr kleiner Sohn sagte ihnen den Brief vor, den sie schreiben sollten? Gewiß finden sie dies lächerlich und unschicklich. Wenn sie aber das Gebet für eine noch wichtigere Sache als das Briefschreiben halten, so sind sie doch wohl überzeugt, daß das Vorbeten der Kinder noch unschicklicher sey?

Ch. Du hast recht; ich halte es für unnatürlich und unrecht, daß man Kinder den Erwachsenen vorbeten läßt. Geschieht es etwa deswegen, weil die Erwachsenen glauben, das Gebet schicke sich nicht mehr für sie? Oder weil man den Kindern eine größere Fertigkeit zum Schwatzen, und zwar mit Recht, beylegt? Wenn das Gebet nicht ein bloßes Geplerr der Lippen seyn soll, so müßten die Erwachsenen den Kindern, bey Gelegenheiten, wo sie selbst von den Empfindungen des Danks und der Ehrfurcht hingerissen würden, vorbeten, damit diese ohngefähr wüßten, welche Gedanken bey dem Andenken an Gott in ihnen herrschend seyn sollten, welche irrige Vorstellungen sie dabey zu vermeiden haben. — Oder, wenn man ja Kinder Gebete auswendig lernen lassen will, so müßte man sie doch nicht immer dieselben Formulare wiederholen lassen, und unter diesen eine gehörige Auswahl treffen, damit der Kopf des Kin-

des

des nicht mit sinnlosen Wörtern angefüllt werde. — Geben sie mir nun dies alles zu, wie ich glaube, so werden sie auch eingestehen müssen, daß es nichts tauge, die Kinder zu bestimmten Zeiten beten zu lassen. Schon den Erwachsenen würde es schwer, oft unmöglich seyn, sich täglich in festgesetzten Stunden mit Gegenständen zu beschäftigen, die eine gänzliche Sammlung aller Gedanken erfordern, wie viel mehr wird und muß dies der Fall bey Kindern seyn? — Des Morgens sind die Kinder gewöhnlich noch schläfrig wenn sie beten müssen; oder ist dies nicht, so sind sie schon viel zu munter und zu zerstreut, um ihre Gedanken auf das Gebet zu richten, welches sie hersagen. Vor Tische sehen sie das Gebet bloß als ein Mittel an, welches sie gebrauchen um ihren Hunger desto geschwinder zu stillen. Ich habe es oft selbst gesehen, daß Kinder sehr ärgerlich waren, wenn ein Zufall das Beten verzögerte. Dies war aber doch sicher nicht des Gebets, sondern des Essens wegen. Nach Tische beten sie, um desto eher in Freyheit zu kommen, daher es ihnen eben so verdrießlich ist, nach der Mahlzeit aufs Gebet zu warten, als vor Tische. Des Abends — dies werden sie wohl aus eigener Erfahrung wissen — sind die Kinder gewöhnlich schon so müde und schläfrig, daß sie während dem Hersagen des Gebetes einschlafen. In

allen diesen Fällen kann das Kind keinen Antheil im Geist und in der Wahrheit an dem Gebete nehmen.

Herr Bellm. Es muß aber doch darauf gesehen werden, daß die Kinder würklich beten, und dies kann doch in den einmal gewöhnlichen Zeiten am bequemsten geschehen.

Ch. Am beqnemsten mag dies freylich seyn; diese Bequemlichkeit kann aber doch die Nachtheile nicht entschuldigen, die daraus entstehen.

Joh. Bedenken sie nur selbst, Herr Bellmann, ob dadurch die Kinder nicht fast nothwendiger Weise zu Heuchlern *) gebildet werden

*) Es ist dahero sehr zu erwarten, daß das Gebet der Kinder von einem gewissen Kollegio — an welches jeder Vernünftige mit der tiefsten Verachtung denkt, und welches schon so viel gethan hat, um Heuchler zu machen — mit Schärfe anbefohlen, und den Unterlassungsfall mit schweren Strafen belegen wird. Solche Kinder müßten einst die besten Prediger — wie sie nämlich jenes Kollegium verlangt — werden.

Ich kann mich nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit meinen Lesern folgende hieher gehörige Anmerkung Kants mitzutheilen:

O Aufrichtigkeit! Du Asträa, die du von der Erde zum Himmel entflohen bist, wie zieht man

den müssen. Sie sollen Empfindungen und Gedanken an den Tag legen, die sie nicht haben, oft noch nicht

man dich (die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion) von da zu uns wieder herab? Ich kann einräumen, wiewohl es sehr zu bedauren ist, daß Offenherzigkeit (die ganze Wahrheit, die man weiß, zu sagen) in der menschlichen Natur nicht angetroffen wird. Aber Aufrichtigkeit (daß alles, was man sagt, mit Wahrhaftigkeit gesagt sey) muß man von jedem Menschen fordern können, und wenn auch sonst dazu keine Anlage in unserer Natur wäre, deren Kultur nur vernachlässigt wird, so würde die Menschenrasse in ihren eigenen Augen ein Gegenstand der tiefsten Verachtung seyn müssen. — Aber jene verlangte Gemüthseigenschaft ist eine solche, die vielen Versuchungen ausgesetzt ist, und manche Aufopferung kostet, daher auch moralische Stärke, d. i. Tugend (die erworben werden muß), fordert, die aber früher als jeder andere bewachet und kultiviret werden muß, weil der entgegengesetzte Hang, wenn man ihn hat einwurzeln lassen, am schwersten auszurotten ist. — Nun vergleiche man damit unsere Erziehungsart, vornämlich im Punkte der Religion, oder besser, der Glaubenslehren, wo die Treue des Gedächtnisses, in Beantwortung der sie

nicht haben können, ja bisweilen vernünftiger Weise auch nicht haben sollen. Heißt das wohl nach der Vorschrift Jesu, Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten? Oder ists nicht gerade das Gegentheil, wenn man das Gebet bloß für ein Kompliment hält, das man Gott so wie Menschen macht, wobey jeder weiß, daß es nichts mehr als ein Kompliment ist; — oder wenn man dem gedankenlosen Hersagen desselben übernatürliche Kräfte beylegt? Ich weiß gewiß, dies alles werden sie nicht billigen. —

Auch das muß die Kinder zur Heucheley verleiten, daß sie in Gegenwart anderer beten müssen. Ich denke immer Christus hat Recht, wenn er sagte: Wenn du aber betest, so gehe in

sie betreffenden Fragen, ohne auf die Treue des Bekenntnisses zu sehen (worüber nie eine Prüfung angestellt wird) schon für hinreichend angenommen ist, einen Gläubigen zu machen, der das, was er heilig betheuert, nicht einmal versteht, und man wird sich über den Mangel der Aufrichtigkeit, der lauter innere Heuchler macht, nicht mehr wundern.

Kant: die Religion innerhalb den Grenzen ꝛc. pag. 295 und 96. 2te Aufl.

in dein Kämmerlein und schleuß die Thür hinter dir zu. — Wird nun nicht das Kind, auch wenn es erwachsen ist, oft Gedanken und Empfindungen in Gegenwart anderer zeigen, die es nicht hat, bloß um für besser und frömmer gehalten zu werden, als es ist?

Ch. Aus allem diesem können sie sicher schließen; daß die beste Bitte zu Gott, uneingeschränktes Vertrauen auf die Weisheit und Güte seiner Weltregierung und der beste Dank gegen ihn, ein vernünftiger Gebrauch seiner Wohlthaten ist.

Hr. Bellm. Ich muß gestehen, daß ich ihnen recht geben muß; aber was wird unser Prediger S** sagen, der als ein Freund vom Hause oft zu uns kommt, und mich sehr dazu ermuntert hat, die Kinder beten zu lassen, noch ehe sie recht reden konnten. Er sagt immer: die neuen Aufklärer verwerfen zwar das Gebet, aber das wären auch alles gottlose Leute; weshalb er auch in allen seinen Predigten gegen sie zu Felde zieht.

Ch. Beträgt sich dieser Prediger S** in allen Stücken als ein vernünftiger, rechtschaffener und liebenswürdiger Mann?

Hr. Bellm. zuckte die Achseln und sagte: Das kann ich nun wohl nicht so ganz bejahen. Grobe Laster begeht er zwar nicht, er hat indessen doch manche Fehler von denen ich und viele an-

dre

dre wünschen: er hätte sie nicht. Er ist z. B. ich will eben nicht sagen grob, aber doch zu sehr geradezu, und da entfährt ihm mitunter auch wohl ein Schimpfwort auf Leute die es nicht verdienen. Besonders ist dies der Fall, wenn er von seinen Collegen — vornämlich von dem einen, der auch zugleich sein Inspektor ist — und als solcher sehr scharf auf Ordnung hält — und von einigen Kandidaten spricht, die, wie er sagt, keine Religion haben. In Gesellschaften ist er zwar sehr unterhaltend, aber bisweilen erzählt er auch Geschichtgen in solchen zweydeutigen oder gemeinen Ausdrücken, die sich für einen Geistlichen eben nicht schicken. Seine Amtsgeschäfte macht er sich auch bequemer, als es nach seinen Kräften nöthig wäre. So hat er es sich z. B. zum Gesetz gemacht, in jeder Woche nicht mehr als einmal zu predigen, und von diesem Gesetz weicht er auch nur im größten Nothfall ab. Nun trift sichs aber jede dritte Woche, daß er zweymal zu predigen hat. Da müssen denn das einemal die hiesigen Candidaten seine Stelle vertreten. Indessen verlangt er dies doch nicht immer ganz umsonst; denn gewöhnlich bestellt er die zu einer oder zwey Predigten, die zuletzt bey ihm zur Beichte gewesen sind, u. s. w.

Ch. Und die Meynung eines solchen Mannes, sollte ihnen ohne Gründe lieber seyn, als ihre eigene, zu deren Annahme und Befolgung

sie

sie so viele Gründe haben? Glauben sie es mir, lieber Herr Bellmann, ich habe schon oft solche Geistliche gefunden, die eben so dachten, wie ihr Prediger G**. Das waren aber immer solche Leute, die zu träge waren, nachzudenken, und die dahero ungeprüft alles verwarfen, was nicht mit der Meynung übereinstimmte, welche sie sich einmal ins Gedächtniß geprägt hatten; die es dahero gar nicht leiden konnten, wenn jemand etwas dawider sagte, weil sie sich nie die Mühe geben wollten, die Einwendungen und Behauptungen anderer zu untersuchen. Und diese Leute waren immer die erklärtesten Feinde der Vernunft. Sollten aber deshalb andere, die nicht so träge sind, ihrem Beyspiel folgen?

Hr. Bellm. Prediger G** ist aber doch ein großer Freund seiner Religion. Ich will ihnen doch davon ein Beyspiel in einer Geschichte erzählen, die sich erst vergangene Woche zugetragen. Es kam hier ein fremder lutherischer Kandidat an, der sich einer langwierigen Krankheit wegen, die ihn auf seiner Reise nach Curland, wohin er als Hofmeister gieng, befallen hatte, genöthiget sahe, andere um Unterstützung zur Fortsetzung seiner Reise anzusprechen. Er wandte sich also natürlich zuerst an die Geistlichen. Zufälliger Weise lernte er einen reformirten Kandidaten kennen, der in verschiedenen der ansehnlichsten Häuser Bekanntschaft hat, und in diesen

Kollekte für ihn zu halten versprach. Noch denselben Tag kam dieser fremde Kandidat auch zum Prediger G**, trug ihm sein Anliegen vor, und erzählte zugleich, was ihm der reformirte Kandidat versprochen. Prediger G** gab ihm zwar nichts, versprach auch nicht, etwas für ihn zu thun, sagte aber doch: Das haben sie gar nicht gut gemacht, daß sie sich an einen reformirten Kandidaten gewendet haben. Es giebt hier ja wohl lutherische Kandidaten genug, denen sie ihr Anliegen hätten bekannt machen können. Es wäre ja eine Schande für ihre Glaubensgenossen, wenn diese ihnen nicht eher helfen sollten, als ein anderer von einer fremden Religionsparthey. Wenn sie also ihre Religion wirklich liebten, so sollten sie keine Unterstützung von Freygläubigen annehmen. Ich kann ihnen nun nicht helfen u. s. w.

Joh. Und diesen intoleranten Mann nennen sie einen Freund seiner Religion? Nein, lieber Herr Bellmann, dies kann er nicht seyn. Ein Freund seiner Meynungen, ein auf diese Meynungen – weil es die seinigen sind – stolzer Mann ist er wohl, nach alle dem, was sie mir von ihm gesagt haben. Aber ein Freund der Religion Jesu, die den Geist der reinen Menschenliebe überall verbreitet haben will, einer Menschenliebe, die bey dem Anblick eines Nothleidenden nicht frägt, zu welcher Religionsparthey

they gehörst du? sondern der es genug ist zu wissen, der Nothleidende ist ein Mensch; und die dann seine Bedürfnisse kennen zu lernen sucht, und ihnen auf die beste Art abzuhelfen bemüht ist — ein Freund dieser Religion ist er gewiß nicht. — Gewiß! Ihr Prediger G.... würde eben so gut bey jenem, unter die Mörder gefallenen Juden, ohne ihm zu helfen vorbey gegangen seyn, als der jüdische Priester und Levit vorbey gieng. Und einen solchen Mann sollten sie sich doch am wenigsten zum Herrn ihres Glaubens wählen!

Hr. Bellm. Ich kann dies nicht so gut beurtheilen, wie sie. Meine Geschäfte erlauben mir nicht, darüber weitläuftige Untersuchungen anzustellen. Wenn ich auch eins und das andere höre, was mir nicht so recht in den Kopf will, so denke ich immer: der Prediger hat doch studirt und muß das besser verstehen wie du. Glaube ich dann etwas Falsches, so ists nicht meine, sondern seine Schuld. Und überhaupt halte ich es für besser zu viel, als zu wenig glauben, wie dies auch Prediger G. seinen Zuhörern immer einzuprägen sucht.

Ch. Auch darin stimme ich nicht mit ihnen überein. Jeder Mensch ist vermögend selbst zu denken; er muß also auch, bey dem Gebrauch seiner Vernunft im Stande seyn, zu bestimmen, was er glauben kann oder nicht.

Joh. Und das zu viel glauben ist gewiß noch schädlicher, als das zu wenig glauben. Wie kann mir der Unglaube oder Zweifel an irgend einer Meynung als Fehler angerechnet werden, wenn ich mich nach der sorgfältigsten Prüfung, von derselben nicht überzeugen kann? Gebe ich aber vor etwas zu glauben, wovon ich nicht überzeugt bin, so bin ich ein Heuchler; und begehe also wirklich einen großen Fehler.

Hier wurde dies Gespräch abgebrochen, indem Herr Bellmann zu einem Geschäfte abgerufen wurde. Unsere Wanderer beklagten sehr, daß solche blinde Leiter des Volks — wie nach allen, was sie von ihm gehört hatten, Prediger G. seyn mußte, oft die einer bessern Belehrung fähige Menschen, — wie z. B. Herr Bellmann war — abhielten, bessere Belehrungen anzunehmen, indem sie ihnen das eigene Nachdenken und Prüfen zur Sünde machten.

Nach einigen Tagen hatten sie Gelegenheit den vorher erwähnten Prediger G... persönlich kennen zu lernen. Am nächsten Sonnabend kamen sie zufälliger Weise in die Kirche bey welcher er Prediger war. Die Beichtvesper war eben geendigt; denn man sang schon den hier nach jeder Beichte gewöhnlichen Gesang, welcher unter dem Titel: der Lobgesang Mariä bekannt, und im 1sten Kapitel des Evangelisten Lucä, vom 46-55. Verse, zu lesen ist. Sie wun-

wunderten sich sehr, diesen Gesang hier zu hören, der doch für die Lage der Leute, welche ihn jetzt sangen, wirklich unschicklich ist. Denn wie konnten sich wohl die Personen männlichen Geschlechts daran erbauen, wenn sie singen mußten: er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen? Und doch sangen sie dies fast durchgängig eben so andächtig mit, als jene Amme den bekannten Vers: Ach Gott ich bin ein junger Knab u. s. w.

Nachdem die Leute aus der Kirche gegangen waren, giengen sie noch in derselben herum und besahen die darin aufgestellten Gemählde. Eines derselben fiel ihnen besonders auf, welches das jüngste Gericht vorstellte. Von Seite der Mahlerey fiel es zwar sehr gut ins Auge, aber durch seine sonderbaren Figuren beleidigte es eben sowohl den guten Geschmack, als die gesunde Vernunft. Da waren z. B. Teufel mit ihren gewöhnlichen Attributen, als Hörner, Pferdefüßen u. s. w., die noch überdem mit großen Holzketten in der Hölle angeschlossen waren; ferner andere Teufel welche die Verdammten mit Flammenschwerdtern eben so in die Hölle trieben, als die Franzosen die sämtlichen Alliirten aus ihren Verschanzungen; ferner Engel die mit sichtbarer Freude die Schaalen des Zorns über die zur ewigen Verdammniß bestimmten Gottlosen ausgossen, u. dergl. mehr. Während sie sich hierüber besprachen, trat der Prediger S.. .

welcher schon von dem Küster gehört hatte, daß zwey fremde Herrn in der Kirche wären, und seine Neugierde nicht unbefriedigt lassen wollte, zu ihnen. Nach dem gewöhnlichen Bewillkommungskompliment hob sich unter ihnen ein Gespräch an, von welchem ich doch den Lesern wenigstens ein Fragment mittheilen muß, damit auch sie den Prediger G. etwas näher kennen lernen.

Ch. Mich wundert, daß man in unsern Tagen noch solche Gemählde in den Kirchen duldet, welche die Sinnlichkeit der Leute in der Religion — zu welcher sie ohnehin so sehr geneigt sind — unterhalten. Wollte man ja solche Gemählde ihrer Mahlerey wegen aufbewahren, so sollte man sie an abgesonderten Orten aufstellen, wo sie der Kenner und Liebhaber ohnehin besser studiren kann als hier. Was für krasse Begriffe müssen sich aber in dem Kopfe des gemeinen Mannes festsetzen, wenn er z. B. die Figur des Teufels hier auf diesem Gemählde für eine richtige Abbildung von ihm hält.

Pred. G... Das finde ich nicht. Man kann ja doch wohl den Teufel, diesen ersten und beständigen Verführer des Menschen nicht arg genug vorstellen. — Ich bin nun schon 20 Jahre Prediger, und habe während dieser Zeit die Lehre vom Teufel, der noch immer sein Werk

hat

hat in den Kindern des Unglaubens, mit sehr großen Nutzen gepredigt.

Joh. Würden sie aber nicht mehr Nutzen gestiftet haben, wenn sie während dieser Zeit ihren Zuhörern, Gott als den Gott der Liebe gepredigt hätten?

Pred. G. Das habe ich auch gethan. Aber man kann doch den Teufel auch nicht ganz entbehren. Denn wie vieles Böse in der Welt läßt sich, wenn man seinen fortdauernden Einfluß annimmt, nicht mit leichter Mühe erklären. Ich weiß wohl, daß es, leider! unter den Neuern sogenannten Theologen einige giebt, die ihn ganz verwerfen. Auch giebt es selbst hier in Elbing einige Kandidaten, die durch die gefährliche Philosophie des Professor Kants in Königsberg verführt, sich ordentlich zu schämen scheinen, den Teufel auf der Kanzel zu nennen. Aber was solche Ungläubige sagen, mag ich nicht lesen und hören.

Ch. Wie verträgt sich aber diese Lehre von der Macht des Teufels mit der Lehre von der Macht und Güte Gottes, die sie doch, wie sie vorhin sagten, selbst predigen? Wie verträgt sie sich mit der Lehre des neuen Testaments, daß Christus die Werke des Teufels zerstöret und ihm seine Macht genommen. Oder was würden sie antworten, wenn einer ihrer Zuhörer sie einmal so fragte, wie jener amerikanische Wilde

den katholischen Prediger, welcher ihm Unterricht in der christlichen Religion gab: Wenn nun aber Gott so mächtig ist, warum schlägt er denn den Teufel nicht todt?

Pred. G. Solche naseweise Fragen weise ich mit den Sprüchen ab, daß der natürliche Mensch vom Geiste Gottes nichts vernimmt, und man seine Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen müsse. — Was würde uns auch zu glauben übrig bleiben, wenn wir alles mit Gewißheit beantworten könnten?

Ch. Wenn aber doch die Leute immer mehr und mehr aufgeklärt werden sollen, so muß man ihnen doch alle Fragen erlauben, die ihre Aufklärung befördern können.

Pred. G. Von der Aufklärung mag ich gar nichts hören. Denn mir sind keine Worte so verhaßt, als: Genie, Toleranz und Aufklärung. — Und die sogenannten Aufklärer sind es ja eben, die die Richtigkeit der Lehre vom Teufel nicht einsehen wollen. Dies ist mir schon ein sehr sicherer Beweiß von ihrem Unglauben und ihrer Gottlosigkeit.

Joh. Wir halten uns als künftige Religionslehrer, beyde für verbunden über alles nachzudenken, was Aufklärung befördern kann. Aber aus welchen Gründen die Lehre vom Teufel so wichtig seyn sollte, haben wir noch nie einsehen können. Am Willen hats aber bey uns nicht gelegen.

Pred.

Pred. G. Ich dächte das wäre sehr einleuchtend. Wäre kein Teufel, so wäre auch keine Sünde; wäre keine Sünde, so wäre auch keine Erlösung durch Christum; wäre diese nicht, so könnten wir sie auch nicht glauben; glauben wir diese nicht, so können wir auch nicht selig werden. Ohne den Glauben an den Teufel ist also keine Seligkeit möglich.

Aus dieser feinen Art zu schließen, merkten unsere Wandrer bald, daß mit diesen Manne, der überdem, wie meine Leser gesehen, von einem aufs andere kam, keine vernünftige Unterredung möglich wäre. Denn auf dem saftlosen Felsengrunde seiner Orthodoxie konnte der Saame der Vernunft keine Wurzel fassen. — Sie brachen also hier ab.

Bis jetzt hatten unsere Wanderer noch wenig Gelegenheit gehabt, von dem Religionszustand in Elbing zu erfahren. In den Gesellschaften in welchen sie bisher gewesen waren, fielen äußerst selten solche Gespräche oor, die ihnen hierüber einiges Licht geben konnten. Die Lektüre solcher Schriften, die sich mit Untersuchungen über theologische oder philosophische Gegenstände beschäftigen, schien hier auch noch nicht sehr ausgebreitet zu seyn. Denn überall fanden

 sie

sie nur solche Sachen, die nicht mehr Anstrengung des Geistes erfordern, als etwa die Zeitungen oder ein Roman vom gewöhnlichen Schlage. In den mehresten Häusern fanden sie zwar das biblische Erbauungsbuch von Seiler; aber noch niemand hatte es gelesen; — und gewiß hat auch niemand etwas dabey verloren, sondern offenbar an Zeit gewonnen. — Die Beurtheilungen der Prediger, welche anzuhören, sie Gelegenheit hatten, bezogen sich immer mehr auf ihre Personen und auf ihr Aeußeres, als auf die Sachen welche sie vorgetragen, und waren so augenscheinlich nach dem Verhältniß des Beurtheilten mit dem Beurtheilenden eingerichtet, daß sie demselben keinen großen Glauben beymessen konnten. Bekanntschaft mit solchen Personen, hatten sie noch nicht gemacht, die ihnen Nachrichten ertheilen konnten, wie sie sie am liebsten gehabt hätten. — Denn in Orten, wie Elbing, wo der Kaufmannsgeist herrschend ist, wo man nur den für seinen Freund hält, von dem man etwas verdienen kann, oder sonst braucht; wo man den Werth des Menschen nur nach dem beurtheilt, was er jährlich einnimmt und ausgiebt, wo man eher Betrug als Armuth verzeiht; wo man nur glänzende Zusammenkünfte anstellt, um seinen Reichthum sehen zu lassen, und zu welchen nur die kommen, welche sich sehen lassen, gut essen, trinken, und hoch spielen wollen, in sol-

chen Orten, sind die Gelehrten, besonders die Geistlichen — weil diese gewöhnlich die ärmsten sind, und sich daher auch nicht nach jeder Made kleiden, nicht so hoch spielen und nicht so glänzend fetiren können — fast immer von den gesellschaftlichen Zusammenkünften, bey welchen man sie nicht ihrer Amtsverrichtungen wegen dulden muß, ausgeschlossen, es müßte sich denn einer oder der andere dazu verstehen, nicht allein alles mit = sondern auch noch ärger zu machen, als es die weltlichen Mitglieder solcher Assembleen zu machen pflegen. Auf allen diesen sonst gewöhnlichen Wegen konnten unsere Wanderer nicht zu ihrem Zweck gelangen. — Um aber doch so viel als möglich Kenntniß von dem hiesigen Religionszustande zu erlangen, nahmen sie sich vor, so fleißig den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, als es ihr hiesiger Aufenthalt erlauben würde. Denn im Ganzen läßt sich doch nach den öffentlichen Religionsvorträgen, der Grad der Aufklärung und Vernunft unter den Einwohnern eines Ortes so ziemlich genau bestimmen; obgleich es auch nicht zu leugnen ist, daß an Orten, wo die Mittel zur Selbstbildung leicht zu erhalten sind, sehr oft der Jünger den seyn sollenden Meister übertrift. Nach den Beurtheilungen aber, welche sie bisher über die hiesigen Prediger gehört hatten, konnten sie wohl nicht, wie schon vorher bemerkt worden, zuver-

läßig entscheiden, welches wohl der beste wäre? Sie giengen also, ohne lange zu wählen, den ersten Sonntag Vormittag in die Hauptkirche, in welcher sie schon den Tag vorher, das auf den vorigen Blättern enthaltene Gespräch mit Prediger S... gehalten hatten.

Was ihnen hier zuerst auffiel, war, daß man zu Anfange des Gottesdienstes eben dieselben Lieder, und wie sie nachhero erfuhren, sonn- und festtäglich — sang, die man auch in Königsberg an jedem Sonn- und Festtage zu singen pflegte; nämlich die Gesänge: Allein Gott in der Höh sey Ehr. Kyrie Eleison und Wir glauben alle an einen Gott 2c. *). Vorausgesetzt, daß diese Lieder

*) In Elbing und einigen andern Orten wird dieses Lied der große Glaube genannt; denn man hat auch da noch eins, welches der kleine Glaube genannt wird und sich anfängt: Ich glaub an Gott, der geschaffen hat 2c. Letzteres wird nur in der Woche, und in einigen Kirchen Nachmittags gesungen. Vermuthlich hat das erstere seinen Namen daher, weil es offenbare Widersprüche enthält. Denn im Anfange heißt es: Wir glauben alle an einen Gott; im zweyten wird Christus „Gleicher Gott von Macht und Ehren" und im dritten der heilige Geist „Gott mit dem Vater

Lieder auch besser wären, als sie in der That sind, da sie doch nur eine versificirte Dogmatik in nuce enthalten, so müßte doch das öftere Wiederholen derselben die Leute so daran gewöhnen, daß sie endlich ohne alle Andacht mitsingen müßten. So urtheilten Christus und Johannes darüber, und ich denke, meine Leser werden dieses Urtheil sehr vernünftig finden, da es bekannt ist, daß auch die wichtigsten Wahrheiten durch zu häufige, besonders mechanische Wiederholung, immer weniger würksam werden.

Ferner fanden sie es tadelnswürdig, daß man hier so viel sang. Denn allein vor der Pre-

Vater und dem Sohne" genannt. Dies steht freylich nicht im kleinen Glauben; und weil es also in demselben nicht so viel zu glauben giebt, so ist es billig, daß er dem erstern subordinirt ist. — Sollte der kleine Glaube dem Oberglaubenscollegio bekannt seyn, so wird er wahrscheinlich bald gar nicht mehr — wie billig — gesungen werden dürfen, weil man nach dessen Willen nicht leicht zu viel glauben kann, obgleich nach dem neuen Testament schon ein Glaube wie ein Senfkorn groß genug ist, um damit Berge zu versetzen; von denen aber, die einen großen Glauben haben, hat man noch kein Beyspiel einer solchen Würkung desselben.

Predigt wurden sechs Lieder gesungen. Dies muß ja wohl den Geist und den Körper ermatten; besonders, da der Sonntag für viele Menschen der einzige Tag ist, an welchem sie ihren Geist mit religiösen Gedanken und Empfindungen beschäftigen. Kommt es dann zur Predigt — die doch immer das Hauptstück des öffentlichen Gottesdienstes ist — so ist die Aufmerksamkeit der Leute entweder schon ermüdet, oder zerstreut. Sie sehen daher die Zeit während der Predigt als die Zeit der Erholung zum Singen nach der Predigt an, und schlafen entweder oder hängen ihren eigenen Gedanken nach. Und bey großer Kälte oder Hitze muß das viele Singen gewiß einen großen Theil der Gemeine abhalten, dem öffentlichen Gottesdienste beyzuwohnen. Es wäre also, meynten unsere Wanderer, weit zweckmäßiger, wenn nur eins oder zwey ausgesuchte Lieder gesungen würden, die mit der Materie, welche der Prediger abhandeln wollte, in Verbindung ständen, und also den Zuhörer auf die Anhörung der Predigt vorbereiteten. Nur freylich müßten diese Lieder besser gewählt seyn, als dasjenige war, welches diesmal als Hauptlied gesungen wurde. Um zu fühlen, wie unangenehm es Christus und Johannes seyn mußte, es singen zu hören — denn es mitzusingen, dazu konnten sie sich freylich nicht entschließen — will ich es meinen Lesern,

da

da es ihnen vielleicht nicht bekannt und es eben nicht lang ist — ganz mittheilen. Es heißt:

Jesu, Kraft der blöden Herzen,
Trost in aller Bangigkeit,
Labsal in den Sündenschmerzen,
Arzt für alles Herzeleid,
Pflaster für die Todeswunden,
Das man stets voll Kraft befunden.

Meines Herzens Brünnlein quillet
Lauter angebohrnen Wust.
Mark und Adern sind erfüllet
Durch das Gift der bösen Lust.
Kein Blutstropfen ist zu finden,
Der nicht starrt von andern Sünden.

Ja, ich stecke voller Pfeile,
Durch den Teufel, Fleisch und Welt.
Eh ich zu dem Helfer eile
Werd ich wiederum gefällt.
Meine Seele muß erliegen,
Eh sie recht kann Athem kriegen.

Will ich mich zu dir erheben:
Wird für Trägheit nichts daraus.
Wenn dein Geist in mir soll leben:
Jagt das wilde Fleisch ihn aus.
Daß ich auch die Quaal der Schulden
Fort nicht länger kann erdulden.

Brunn, du Heil der kranken Sünder,
Brunn, von dem das Leben springt,
Selbst das Pflaster und Verbinder,
Dessen Kur stets wohl gelingt.
Du kannst Pein und Schmerzen lindern,
Ja des Todes Stoß verhindern.

Komm, o Herr, und drück in Gnaden
Mir dein Bild ins Herz hinein.
So wird meinem alten Schaden
Durch dein Blut geholfen seyn.
Salbt dein Oele meine Wunden
So bin ich denn ganz verbunden.

Flößest du denn meiner Seele
Dich, o Helfer! selber ein;
So wird meiner Adern Höhle
Voll des neuen Lebens seyn.
Ja, mein Mund wird voller Weißen
Deinen Finger ewig preißen.

Die Predigt, welche auf dieses Lied folgte fanden unsere Wanderer nicht erbaulicher. Der Prediger redete von der Wißbegierde in der Religion. So viele gute und nützliche Wahrheiten sie auch über dies Thema erwarten konnten, so hörten sie doch gerade das Gegentheil. — Vorzüglich gieng es in diesem Vortrage über diejenigen her, die bey Erklärung der Bibel mehr ihrer Vernunft, als dem buchstäblichen Sinn und den bisher bey der rechtgläubigen Parthey ge-

gewöhnlichen Auslegungen folgen wollten. Alle vernünftige Erklärung dunkler oder solcher Stellen, die, — so wörtlich genommen, wie sie da stehen — Meynungen enthalten, denen die Vernunft wohl nicht beystimmen kann, wurden neumodische Witzeleyen genannt. Hauptsächlich wurden die Zuhörer gewarnt, doch nicht den neuern philosophischen Erklärungen, welche ganz den Sinn der Schrift verdrehten — Glauben beyzumessen. Sie wurden ermahnt sich durch die Geheimnisse, welche in der Bibel vorkämen, nicht abschrecken zu lassen; denn eben diese Geheimnisse wären ja eben ein Beweiß der Göttlichkeit dieses Buchs, und also auch der Religion u. s. w.

Ganz deutlich war es zu sehen, daß diese Predigt wider die Methode gerichtet war, welche Kant in seinem Buche: Die Religion innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft, empfiehlt, nämlich: allen Stellen in der Bibel, wenn sie nämlich zum praktischen Gebrauch benutzt werden, einen vernünftigen und die Sittlichkeit befördernden Sinn beyzulegen, gesetzt, daß dieß auch mit einigem Zwange geschehen sollte; den eigentlichen Wortverstand aufzufinden, aber den Schriftgelehrten zu überlassen. Und der, welchen es mehr um Beförde-

rung

rung ächter Verstandesaufklärung und reiner Sittlichkeit, als um die Vertheidigung und Ausbreitung anbefohlener Meynungen zu thun ist, wird diese Methode gewiß zweckmäßig finden. Desto unzweckmäßiger aber muß ihm die eben erwähnte, und jede ähnliche Predigt vorkommen; gesetzt auch, daß der Prediger alles was er sagt, für ausgemachte Wahrheit hält. Denn wie wenige Mitglieder einer Gemeine haben wohl Lust, Zeit, Gelegenheit und gehörige Kenntnisse dazu, die verschiedenen Auslegungen der Bibel miteinander zu vergleichen? Und wie wenige bekümmern sich wohl um die Schriften eines Kant? Wenn es aber auch — wie nicht zu leugnen ist — dem Prediger erlaubt ist, dann und wann Materien vorzutragen, die nur dem kleinern Theil seiner Zuhörer wichtig sind, so ist es doch nicht zu vermuthen, daß, um bey dem jetzigen Falle zu bleiben, Freunde und Verehrer der Kantischen Philosophie solche Predigten hören werden; es müßte denn, wie bey unsern beyden Wanderern durch Zufall geschehen — und noch unwahrscheinlicher ist es, daß sie dadurch von dem weitern Forschen in derselben aufgehalten werden, oder den Beyfall, den sie einmal der erkannten Wahrheit gegeben, zurücknehmen sollten.

Edler Kant! Du dem alles heilig und ehrwürdig ist, was die Menschen zu ihrer Würde erhebt; Du, dem wahrlich! nur daran gelegen

ist, Wahrheit und Rechtschaffenheit unter den Menschen zu verbreiten; der Du so willig deine Zeit und deine Kräfte in der Bemühung ein Reich Gottes auf Erden zu gründen, aufopferst. Du, wirst von denen, die bey ihren Belohnungen mit Dir gleichen Zweck haben sollten, für einen verführerischen Ketzer gescholten; für Deinen, dem Freunde der Menschheit, so unschätzbaren Unterricht, warnt man als für seelenverderbende Irrthümer. Freylich verlierst Du bey dem Freunde der Wahrheit durch solchen Tadel eben so wenig, als der Glanz der Sonne durch eine empor flatternde Mücke. Aber wo Du so getadelt wirst, wo man noch so für Deinen Unterricht warnt, — da ist das Reich Gottes noch ferne von den Menschen. — Diese Apostrophe schrieb Christus bey Gelegenheit der erwähnten Predigt in sein Tagebuch.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, sey es mir erlaubt, hier eine Frage aufzuwerfen und den Versuch zu ihrer Beantwortung mitzutheilen, so wie ich ihn von unsern Wanderern aufgezeichnet finde.

Den Mann den sie gehört hatten, war keiner von den Schwachköpfen, die sich mit ihren Gedanken nie aus dem Kreise ererbter oder wohl gar eingebläueter Meynungen erheben können; sondern wie sie bey näherer Bekanntschaft mit ihm fanden — ein Mann der über alle Gegen-

stände — nur die nicht, welche in seiner Dogmatik vorkamen — mit vieler Kenntniß sprach. Er war auch nicht, wie strenge Orthodoxen zu seyn pflegen, und es seyn müssen, wenn ihr Betragen mit ihrem System übereinstimmen soll, intolerant; oder war es doch höchstens nur gegen die Meynungen, nie aber — wie Prediger G... — gegen die Personen, welche seinem Urtheile nach, irrige Meynungen hegten. Er gehörte auch nicht zu denen Orthodoxen, von welchen Pott in der Lebensbeschreibung des D. Bahrdt sagt: sie aßen Schöpsenbraten, tranken Wein, zeugten Kinder und starben fett und lebenssatt; sondern er war äußerst thätig in seinem Berufe, wohlthätig gegen Nothleidende, gefällig gegen jeden, dem er dienen konnte, entfernt von allem Geitze, der sonst ein beynahe allgemeiner Fehler der Geistlichen ist, und überhaupt in seinem Verhalten so musterhaft, wie es nur wenige Geistliche zu seyn pflegen.

Wie kommts nun daß solche denkende, und so viel man davon urtheilen kann, auch rechtschaffene Männer, auch bey näherer Kenntniß der wichtigsten Wahrheiten, in ihren öffentlichen Vorträgen, keinen Gebrauch davon machen? — Denn nur von solchen Männern, und nicht von Dummköpfen oder

offen-

offenbar schlecht denkenden Menschen kann hier die Rede seyn.

Obige Frage hatten sich unsere Wanderer schon oft in Königsberg bey Gelegenheit des Prediger —z, eines der besten Interpreten Kants, aber zugleich eines, in seinen Predigten sehr orthodoxen Mannes aufgeworfen, und warfen sie jetzt von neuem auf. Ihre Vermuthungen hierüber, — denn mit Gewißheit die Sache zu entscheiden getrauten sie sich nicht: waren folgende:

Entweder: hat die erkannte Wahrheit mehr auf den Verstand, als auf die Gesinnungen solcher Männer gewirkt;

Oder: sie trauen es sich nicht zu, diese Wahrheiten dem gemeinen Mann deutlich genug vorzutragen, und wollen also den Schaden, welcher aus erregten Mißverstande entstehen könnte, vermeiden. Sie halten also zweifeln für schädlicher als irren;

Oder: sie haben die bessern Belehrungen wohl ins Gedächtniß gefaßt, sich aber nicht völlig davon überzeugt, und schreiben ihnen deshalb keine größere Gewißheit zu, als andern ihnen bekannte Meynungen;

Oder: sie trauen allen Belehrungen überhaupt zu wenig Kraft zu, um durch dieselbe verbesserte Gesinnungen zu bewürken und bleiben also bey den allgemein angenommenen Meynungen.

Oder: die Beförderung der Wahrheit und Sittlichkeit liegt ihnen nicht genug am Herzen; weil sie eben sowohl an menschlicher Tugend, als an der Gewißheit menschlicher Kenntniß von übersinnlichen Dingen zweifeln. —

Oder: sie glauben, daß den Regenten das Recht eingeräumt werden müsse, vorzuschreiben, welche Religionsmeynungen gelehrt werden sollen, obgleich sie ihm nicht das Recht zugestehen, über ihr eigenes Denken zu gebieten.

Welche von diesen Vermuthungen am wahrscheinlichsten sey — denn bey jeder finden sich noch Schwierigkeiten — mögen meine Leser bey vorkommenden Gelegenheiten, nach der ihnen bekannten Lage der Sachen, selbst entscheiden. Ich fahre jetzt in meiner Erzählung fort.

Nach der Predigt bemerkten unsere Wanderer, daß einige Leute sehr unwillig gar nicht sangen, andere verdrüßlich herausgiengen, die Zurückgebliebenen aber aus einem ganz andern Gesangbuche sangen, als vor der Predigt. Sie erkundigten sich nachher, aus welcher Ursach dies geschehe, und erhielten darüber folgenden Bescheid: Die Elbinger haben schon seit vielen Jahren ihr eigenes Gesangbuch, waren an die darin enthaltenen Lieder so gewöhnt, wie Kinder an die Mährchen welche ihnen ihre Wärterin erzählte; oder — wenn dieser Vergleich zu unedel scheinen sollte, wie ein orthodoxer

Pre-

Prediger, an das Athanasianische Glaubensbekenntniß; oder — ein regierender Herr an den Gedanken: seine Unterthanen hätten nur für ihm Vermögen und Leben; zeugten nur Kinder, um sie für ihn im Kriege todtschießen zu lassen u. s. w. — Bey Einführung des neuen preussischen Gesangbuches entstand nun ein eben so großer Streit, als weiland unter den Abderiten, — lächerlichen Andenkens — über den Esel und seinen Schatten. Ein Theil der Einwohner wollte das neue Gesangbuch eingeführt wissen, der andere wollte das alte beybehalten, und von dem neuen nichts hören, nichts sehen. Denn die letztern fürchteten sich so sehr vor dem seelenverderbenden Gifte, welches in den neuen Liedern stecken sollte, daß sie bey dem Anblick eines neuen Gesangbuchs zusammenfuhren, wie ein schüchternes Mädchen, bey dem Anblick einer — Schlange. Ja manche glaubten sogar, sie würden, wenn sie es auch wollten, die neuen Lieder nicht mitsingen können, weil diese, wie sie gehört hatten, in socinianischer Sprache geschrieben wären, und von dieser verständen sie nicht ein Wort. Die Hirten der Gemeinen waren eben sowohl getheilt, als die ihrer Leitung und Führung untergebenen Schaafe. Besonders suchten sich einige Prediger bey den Anhängern des alten Gesangbuches, durch ihre bezeigte Vorliebe zu demselben — welche sich auf das Seelenheil der

Zuhörer und das Heil der Lehrer gründete — so einzuschmeicheln, daß diese immer mehr auf das neue Gesangbuch erbittert wurden, daß es endlich zu einem förmlichen Proceß kam. Da entschied denn die westpreußische Regierung — um keine Parthey zu beleidigen — dahin: daß jedesmal vor der Predigt, Lieder aus dem alten und nach der Predigt aus dem neuen Gesangbuch gesungen werden sollten; so daß jetzt bey den Elbingern das alte und neue Gesangbuch, wie das alte und neue Testament, beyde gleiches Ansehen haben. — Aber freylich entsteht aus dieser Einrichtung noch manche Verwirrung; da die mehresten es für eben so schwer — ja wohl noch für schwerer halten — zwey Gesangbücher zu brauchen, als zweyen Herren zu dienen. Die Anhänger des neuen Gesangbuchs kommen nun so spät in die Kirche als möglich, und die Anhänger des alten gehen gleich nach geendigter Predigt heraus. Prediger die für das neue Gesangbuch sind, lassen jetzt — zur Aergerniß der Liebhaber des alten — nach der Predigt — wider alle Gewohnheit — ein längeres Lied, als vor derselben singen; dagegen die Prediger welche mehr für das alte Gesangbuch sind, nach der Predigt nur ein paar Verse aus einem neuen Liede singen lassen. Prediger die es mit keiner Parthey verderben wollen, lassen nach der Predigt immer ein Lied singen, welches — den Anfangsworten

nach

nach — sowohl im neuen als alten Gesangbuch stehet. Da sucht denn nun einer den andern zu überschreyen. Und da oft das alte Lied länger ist als das neue, so hat ein Theil schon aufgehört zu singen, wenn die andern die mehrern Verse, gleichsam als einen Triumphgesang, frisch weg singen. Anfangs wollten die Prediger nach dem Schlusse des neuen Liedes den Segen sprechen; aber die Freunde des alten Gesangbuches hätten sich lieber ohne Segen beholfen, als aufgehört zu singen; und eher könnte man die Zunge eines geschwätzigen Frauenzimmers, als diese Leute in ihrem Gesange aufhalten.

Nach der Kirche wurde in Herrn Bellmanns Hause, wo noch einige Fremde zu Tische waren, der Vormittagspredigt mit vielem Lobe erwähnt. Unsere Wanderer aber fanden keinen Beruf, sich darüber mit Leuten in eine vernünftige Unterredung einzulassen, die es loben konnten, wenn der Gebrauch der Vernunft untersagt wird.

Nachmittags predigte in der Hauptkirche Prediger G... Grund genug für unsere Wanderer nicht in diese Kirche zu gehen. Wäre es ihnen darum zu thun gewesen, in der Beschreibung ihrer Reise Beyspiele von vernunftlosem Geschwätze zu häufen, denn wären sie freylich nicht weggeblieben. Aber ihnen war beydes, die Religion sowohl, als der Stand der Religions-

lehrer zu ehrwürdig, als sie auch nur auf die entfernteste Art zum Gegenstand des Spottes oder des Gelächters zu machen. Wenn sie freylich ungesucht auf etwas trafen, welches über Religion oder den Stand der Religionslehrer ein nachtheiliges Licht verbreitete, dann hielten sie es ihrer Pflicht gemäß, es aufzuzeichnen. Angenehmer blieb es ihnen indeß immer, wenn sie über obige Angelegenheiten vortheilhafte Nachrichten erhalten und verbreiten konnten. Denn sie hielten es für Pflicht eines jeden, der Moralität befördern will, nichts in übeln Ruf zu bringen, was auf die Ausbreitung der Sittlichkeit wirken kann, wie z. B. Religion und der geistliche Stand. Die Fehler beyder aufzudecken, hielten sie zwar für erlaubt, weil dies mit dazu wirken kann, dieselbe zu vertilgen. Nur müsse man dieser, doch nur zufälligen Fehler wegen, nicht gleich Religion und Geistlichkeit selbst für überflüßig, oder wie es einige Brauseköpfe gethan haben, für schädlich erklären. —

Sie giengen also, wie gesagt, nicht in die Haupt- sondern in eine andere Kirche, wo ein Kandidat predigte, der nur kürzlich von der Königsbergischen Universität zurück gekommen, und erst einmal sich hier hatte hören lassen. Das Urtheil, welches sie über diese erste Predigt gehört hatten, war allgemein so vortheilhaft ausgefallen, daß sie kaum befürchten konnten,

ten, es ohne Grund zu finden. Vermuthlich dachten sie, hat sich dieser junge Mann mit den neuesten und wichtigsten Entdeckungen in dem Gebiete der Moral und Religionslehre recht vertraut gemacht, versteht die Kunst, sie deutlich und eindringend vorzutragen, und da ists denn kein Wunder, wenn sein Vortrag Beyfall findet. Was er eigentlich in seiner ersten Predigt vorgetragen, hatten sie nicht gehöret. Sie kamen in die Kirche. — Die Menge Menschen, welche da versammelt war, war so groß, daß sie kaum einen Platz finden konnten. Dies spannte ihre Erwartung noch höher, aber nie wurde sie mehr getäuscht. Ein so verworrenes sinnloses Geschwätze hatten sie lange nicht gehört. In der ganzen Predigt redete der Kandidat fast von nichts, als von einem Spatziergange, den er an einem Tage der vorigen Woche gehalten, von seinen vortreflichen Empfindungen — die aber nach dem, was er davon wieder erzählte, nichts weniger als vortreflich waren, — von seinen seelenerhebenden Gedanken — auch diese waren nichts weniger, als dies — die bey dieser Gelegenheit in ihm aufgestiegen. Witzig seyn sollende Einfälle wechselten mit den größten Plattheiten ab. Zum Beyspiel des in dieser Predigt herrschenden Witzes, nur etwas. Er sagte, er hätte bemerkt, daß itzt die Vögel beynahe schon

 alle

alle weg und in eine andere Gegend gezogen wären, wo sie mehr Nahrung fänden. Diese Bemerkung — welche, beyläufig gesagt, um ein Paar Monate zu früh kam — gab ihm Gelegenheit zu sagen: Gott betrage sich gegen die Vögel wie ein weiser, liebender Vater gegen seine Kinder. Fände dieser an einem Orte nicht mehr sein Auskommen, so zöge er mit ihnen an einen andern Ort, wo er sie besser ernähren könnte — und so zöge auch Gott mit den Vögeln herum. Am Schlusse der Predigt dankte er Gott in einem witzigen Gebete für den Beyfall, den er bisher erhalten, und versprach ihm, in seinen künftigen Predigten sein kleines Talent — wie er sich bescheiden, und vielleicht wider sein Wissen und Willen der Wahrheit gemäß ausdrückte — nicht allein zu ge= sondern auch zu verbrauchen.

Nach diesen Proben des Witzes werden meine Leser wohl keine Proben des Verstandes dieses Kandidaten erwarten; weil sich von einem schon auf das andere ziemlich sicher schließen läßt.

Durch den ausgezeichneten Beyfall, den auch diese Predigt, — wider alles Vermuthen unsrer Wanderer erhielt — wurden sie noch mehr in der traurigen Bemerkung bestärkt: daß beynahe überall richtige anwendbare Religionswahrheiten noch weit

weni=

weniger geschätzt werden, als gedankenleeres Geschwätz. — Sie konnten sich auch nicht enthalten, bey einer Gelegenheit, da diese Predigt als ein Meisterstück der Beredtsamkeit und Muster eines guten Kanzelvortrags gerühmt wurde, ihre Meynung darüber zu sagen. Aber damit kamen sie übel an. Anfänglich wurde ihr Tadel zwar nur für Scherz gehalten, aber da sie so vieles aufführten, daß man an ihrem Ernst nicht mehr zweifeln konnte, so war das Hauptargument welches man allen ihren Gründen entgegen setzt: Er predigt aber doch auswendig.

Joh. Das thut er freylich, ist dies indeß Ersatz für alles übrige? Ersatz für den Mangel an Ordnung in den Gedanken? Ersatz für den Mangel vernünftiger Betrachtungen, welche Besserung und Beruhigung — die Hauptzwecke der Religionsvorträge — bewirken sollen?

Sie können wohl Recht haben, erwiederte ein Fremder aus der Gesellschaft, aber eine Predigt ablesen, das kann ja jeder. Es ist doch bloße Trägheit wenn jemand seine Predigt nicht auswendig lernen will?

Joh. Das ist es gewiß nicht immer; vielleicht in den seltensten Fällen. Einer ist zu sehr mit andern Arbeiten überhäuft, um genug Muße zum völligen Memoriren zu gewinnen; ein anderer ist von Natur furchtsam, oder durch einen

fehl-

fehlgeschlagenen Versuch noch furchtsamer gemacht; ein dritter hat ein zu schwaches Gedächtniß; ein vierter liebt zu sehr das Bestimmte im Ausdruck und die Ordnung in den Gedanken, hat zu viel Achtung für seine denkende Zuhörer und für sich selbst, um der Befriedigung der Sinnlichkeit einiger nichtdenkenden Zuhörer, diese Bestimmtheit und diese Ordnung – welche bey einem freyen Vortrage wohl nicht immer möglich ist, — aufzuopfern; ein fünfter hat vielleicht keine so große Geläufigkeit der Sprache, als er Geschicklichkeit im schriftlichen Ausdruck besitzt u. s. w. Ueberdem ists gewiß weit schwerer eine gute Predigt schriftlich aufzusetzen, als eine halbe oder drey viertel Stunden ins Gelag hineinzuschwatzen, was dem Redner vorkommt, es mag nun dahin gehören oder nicht. Zu dem letztern gehört oft nichts mehr, als eine gute Portion Dreistigkeit, oft auch würkliche Unverschämtheit, zu dem erstern vieles Ueberdenken in Absicht der Wahl und Anordnung der Gedanken und anhaltender Fleiß in der Ausführung der gewählten Materie.

Der Fremde. Sie werden mir aber doch zugeben müssen, daß es sich weit angenehmer zuhören läßt, wenn jemand seine Predigt auswendig hält, als wenn er alles abließt?

Joh. Recht gerne gebe ich ihnen dies zu; und wem es leicht wird eine Predigt auswendig

zu lernen, der thut wohl daran, wenn er einige Zeit darauf verwendet. Denn eine frey vorgetragene Predigt erhält weit mehr die Aufmerksamkeit des Zuhörers, weil es einem jeden Zuhörer so scheint, als rede der Prediger ihn an. Aber Nebensache bleibts doch nur immer, denn wir kommen doch nicht in die Kirche um unsere Augen oder Ohren zu belustigen — wenigstens sollte es nicht geschehen; — sondern uns mit Nachdenken über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen zu beschäftigen, und Belehrungen anzuhören, die uns zu diesem Nachdenken Anlaß geben sollen. Ist es uns also — wie es doch billig seyn sollte — mehr um den Inhalt als um den äußern Vortrag zu thun, so sollten wir doch auch die Vorzüge des erstern den Vorzügen des letztern nicht nachsetzen.

Der Fr. Christus hat aber doch auswendig gepredigt, warum können es denn die heutigen Kanzelredner nicht auch thun?

Ch. Erlauben sie **mir**, ihnen diese Frage zu beantworten. Es ist ein sehr großer Unterschied zwischen den Belehrungen, die Christus seinen Zuhörern gab und zwischen den Predigten der itzigen Religionslehrer. Christus nahm den Stoff zu seinen Belehrungen aus den jedesmaligen Umständen, in welchen er sich befand, oder in welchen seine Zuhörer waren, her; oder er

be-

benutzte die Gegenstände, welche in seinen und seiner Zuhörer Gesichtskreise waren, und band sich an keine Zeit. Er konnte also reden, was, wo und wie lange er wollte. — Der jetzige Prediger ist aber schon durch die vorgeschriebenen Texte in Absicht der Wahl seiner Materien sehr eingeschränkt. Er muß an festgesetzten Tagen und an bestimmten Stunden reden, er mag nun dazu aufgelegt seyn oder nicht. Er ist von alle dem abgesondert, wovon er in dem Hause der Mitglieder seiner Gemeine oder umgeben mit Gegenständen der Natur, Anlaß zu reden nehmen könnte. Er muß sich also schon vorher auf seine Predigt vorbereiten. Dies alles macht nun, wie ich schon sagte, einen sehr wichtigen Unterschied. Es ist also sehr zu vermuthen, daß Christus, wenn er jetzt als Prediger angestellt werden sollte, – und er nicht sehr viel Zeit übrig hätte — seine Belehrungen auch nicht ganz frey, sondern mit Hülfe eines Concepts vortragen würde. — Und wenn die Menschen nur richtige Vorstellungen von dem Zwecke des Kirchengehens hätten, würden sie weder ihm noch einem andern dies übel nehmen, sondern jedem Prediger Dank wissen, der so viel Achtung für seine Zuhörer hat, sich auf die Rede an sie gehörig vorzubereiten; denn in den mehresten Fällen ist doch der Vortheil — auch bey wörtlich abgelesenen Predigten — auf ihrer Seite.

Der Fr. Sie haben die Predigten, welche aus dem Concept gehalten werden, gut vertheidigt. Wie reimt sich dies aber mit der Behauptung, daß das, was der Prediger auf der Kanzel sagt, ihm unmittelbar von Gott eingegeben werde? Ist diese Behauptung wahr, so hat ja der Prediger nicht nöthig, sich mühsam auf seine Predigt vorzubereiten; ja er thut unrecht wenn er dieses thut, denn es sieht so aus, als wenn er seinen eigenen Gedanken den Vorzug vor denen giebt, welche ihm von Gott eingegeben werden.

Ch. Ihre Folgerung ist freylich richtig, aber jene Behauptung ist grundfalsch. Denn wie mancher Prediger trägt nicht Meynungen vor, die der Vernunft zuwider und der Ausbreitung der Tugend schädlich sind. Können sie nun glauben, daß dies göttliche Eingebungen sind? Hiedurch ist das Falsche jener Behauptung am besten erwiesen, und die Vorbereitung der Prediger zu ihren Vorträgen gerechtfertiget.

Christus und Johannes bezeigten gegen verschiedene ihre Verwunderung, daß man in Elbing, wie es schien, so wenig auf die Benutzung zweckmäßiger Mittel bedacht wäre, den Leuten richtigere Religionsbegriffe beyzubringen, als

als es sonst gewöhnlich zu geschehen pflegt. Da hörten sie denn aber, daß man seit einigen Jahren wirklich etwas, in Absicht dieser Verbesserung gethan. So hatte man vor diesem noch sonntäglich vor dem deutschen großen Glauben, auch denselben lateinisch gesungen, oder eigentlich singen hören; denn außer dem Kantor, einigen Schülern und etwa 2 bis 3 andern Mitgliedern, welche zeigen wollten, daß sie das in ihrer Jugend gelernte Latein noch nicht ganz vergessen, sang ihn niemand mit. Diesen, noch in den finstern Zeiten des Katholicismus eingeführten Gebrauch, hatte man nun völlig abgeschaft.

Ferner: es war sonst gebräuchlich gewesen, in den Beichtvespern und des Sonntags Nachmittags die Psalmen der Reihe nach — ohne eine einzige Ausnahme — nach und nach durchzusingen. Freylich konnte dies wohl nicht zur Beförderung der Andacht dienen; und sie fanden also die Vertauschung dieses Absingens der Psalmen, mit dem Singen eines zweckmäßigen Liedes sehr löblich.

Ferner: Man hält hier in den mehresten Kirchen, ein paarmal in der Woche Gebete, d. h. es wird ein Kapitel aus der Bibel, eine Erklärung desselben, und ein hiezu bestimmtes Gebet vorgelesen. Diese Erklärung hatte man, bis vor kurzem, aus den bekannten „biblischen

Haus-

Hausandachten von Langhansen" abgelesen, jetzt aber dagegen das, „grössere biblische Erbauungsbuch von Seiler" eingeführt. Diese Veränderung schien ihnen aber eben keine Verbesserung. Denn wenn gleich der gute Langhansen, um alles mitzunehmen, sich auch wohl zu der Frage verleiten ließ: Was haben wir von dem Teufel zu lernen? — so war er doch nicht völlig so wortreich, und nicht völlig so Gedankenleer, als Seiler beydes im höchsten Grade ist, welches meine Leser bey der geringsten Vergleichung finden werden. Ueberhaupt fanden unsere Wanderer diese ganze Einrichtung mit den Gebeten eben nicht sehr rühmlich. Denn wozu nutzt es, dem gemeinen Mann die ganze Bibel vorzulesen? Was gehen ihm z. B. die Ceremonial- oder Polizeygesetze der Juden an? Oder, wie soll er das Liebeslied des Königs Salomo zu seiner Erbauung anwenden? — Freylich wäre es gut, wenn der gemeine Mann mit mehreren Stellen in der Bibel bekannt gemacht würde, als bis jetzt zu geschehen pflegt. Denn außer den vorgeschriebenen Episteln und Evangelien, lernt er nur sehr wenig daraus kennen. Wären die Prediger nur nicht an die festgesetzten Texte gebunden, so würde diesem Uebel bald abgeholfen seyn. So lange aber noch keine Hoffnung da ist, von diesen, — die doch gewiß nicht auf

das beste gewählt sind — befreyt zu werden, so wäre es sehr rathsam, daß jemand einen Auszug aus der Bibel, wie er dem gemeinen Mann in die Hände gegeben werden könnte, verfertigte, dieser Auszug müßte nur solche Lehren enthalten, die mit der Vernunft übereinstimmen, und zur Stärkung in moralischen Gesinnungen dienen können. Das Historische könnte zwar nicht ganz ausgelassen, müßte aber doch so gewählt werden, daß man nur das erzählte, was ganz natürlich zugegangen, und auch so erklärt werden könnte. Alle Meynungen also, die für den praktischen Gebrauch ohne Interesse sind, oder deren Ungültigkeit die theoretische Vernunft beweisen kann, alle Begebenheiten, die nicht ohne übernatürliche Würkung dazu zu nehmen, erzählt werden könnten, müßten aus diesem Auszuge wegbleiben. Freylich würde denn manches Kapitel, ja wohl manches Buch der Bibel wegfallen, aber für die Leser, welche die Bibel nicht als Historiker oder Exegetiker studiren dürfen, wäre dies offenbarer Vortheil. — Dies war die Meynung Christi und seines Freundes darüber, und vermuthlich wird ihnen der größte Theil meiner Leser beystimmen.

Ferner: In Elbing hatte man sonst bey allen Catechisationen, einen, von einem vormaligen Elbingschen Prediger verfertigten Catechismus zum Grunde gelegt, der so schlecht war, daß

ihn

ihn wohl nur der neue Preußische, jetzt auf allerhöchsten Befehl allgemein eingeführte, „die christliche (?) Lehre im Zusammenhang (?") betittelte, an Unzweckmäßigkeit und Unbrauchbarkeit gleich kommt. Jetzt aber waren seit 2 oder 3 Jahren zwey neue Catechismen, beyde von Elbingschen Predigern verfaßt, erschienen. Der eine war von Prediger G..., und mehr brauche ich wohl meinen Lesern nicht davon zu sagen. Sie werden schon von selbst errathen können was darin gestanden, wofern sie nur einigermaßen mit den krassen Meynungen alter Orthodoxen, und den sogenannten Seylerischen Verbesserungen bekannt sind? Denn eigentlich ist Prediger G... nur ein Seylerisches Sprachrohr, weil er in dessen Schriften alles zu finden glaubt, was ihm zu wissen nöthig scheint.

Der zweyte Catechismus war ebenfalls das Produkt eines noch lebenden Predigers in Elbing. Weil er bey weitem nicht so lang ist als der von Prediger G. — denn dieser ist nicht weniger als 15 Bogen stark!! — so lasen ihn unsere Reisenden durch. Sie fanden ihn zwar viel besser, als der welcher vorhero im Gebrauch gewesen war, aber im Ganzen genommen, war es doch nur ein Catechismus, wie — es die mehresten zu seyn pflegen. Die sich, auch bey allen Künsteleyen, selbst widersprechende Lehre von der Dreyeinigkeit fanden sie zwar nicht darin, sonst

aber wird wohl nicht leicht eine der gewöhnlichen Lehren darin fehlen, die man ja nicht mit der Fackel der Vernunft beleuchten muß, wenn man sie glauben soll. Sehr zweckmäßig fanden sie es bey diesem Katechismus, daß darin hinter jeder Antwort Verse aus Liedern standen, in welchen eine Anwendung von der vorgetragenen Lehre gemacht war. Oft hätten sie aber sehr gerne manche Frage, sammt Beantwortung und Anwendung ganz weggewünscht. Z. B. die Fragen 44 und 45, welche ich meinen Lesern, mit den Bemerkungen der beyden Freunde darüber (die ich in Parenthesen schließen werde) mittheilen will. Sollte ich mich etwas lange dabey aufhalten, so muß man bedenken, daß von Irrthümern die Rede ist, die zu der größten Lasterhaftigkeit verleiten können, der Glaube an dieselbe aber noch fast allgemein für die einzige Bedingung der Tugend und Seligkeit gehalten wird.

Frage 44. Warum und zu welchem Endzweck mußte aber Christus nach dem Willen Gottes diesen Tod sterben? und was hat dieser Tod in Ansehung unsrer für Folgen und Wirkungen?

(Christus: Die erste Hälfte dieser Frage finde ich sehr vermessen. Ich wenigstens habe mich nie auf die Beantwortung derselben einlassen wollen. Denn wie können wir kurzsichtige Sterblichen, die wir nur einen so kleinen Theil

des

des Weltalls übersehen, uns erkühnen, den Endzweck Gottes bey jedem Vorfall, oder auch nur bey dem Morde jedes Unschuldigen anzugeben?

Johannes. Ich halte auch dafür es sey genug: wenn wir nur überhaupt von der göttlichen Regierung überzeugt sind; wenn wir auch nicht bey jedem Vorfalle seine Absichten bestimmt angeben können – und dies wird und kann auch keinem Menschen je gelingen.

Was den zweyten Theil der obigen Frage anbelangt, so kommt es doch nur auf jeden Menschen an, auf welche Art er sich die Geschichte deines Todes zu nutze machen will. Ohne diesen Gebrauch kann er aber doch gar keine Wirkungen für ihn haben).

Antwort. Jesus starb für uns, und uns zu gut, a). Und sein Tod war die bestimmte Bedingung oder festgesetztes Lösegeld unserer Begnadigung b). Denn Jesus, ob er gleich unschuldig und ohne Sünde war, ward dennoch für uns als Sünder behandelt, und mit dem Tode, als mit unserer Strafe, beleget, c) auf daß wir in ihm als Gerechte angesehen werden, und um seinetwillen als Gerechte, Heilige und Unschuldige der Gnade Gottes theilhaftig seyn können d).

a) Römer 8, 31. 32. Titum 2, 14. 1 Petr. 3, 18. Ebräer 2, 9. b) Col. 1, 14. 1 Tim. 2, 5. 6. Römer 3, 23-25. Eph. 1, 7. Ephes.

5, 2. c) 2 Cor. 5, 21. Jes. 53, 5. 1 Petr. 3, 18. d) Römer 5, 6-11. Eph. 4, 32. 1 Petr. 2, 24. Römer 3, 24. *).

Du nimmst auf deinen Rücken
Die Lasten die mich drücken
Bis zum Ertödten schwer;
Du wirst ein Fluch, dagegen
Erwirbst du mir den Segen,
Und o! wie gnadenreich ist der?
Du trägst der Missethäter Lohn,
Und hattest nie gesündigt
Du, der gerechte Gottessohn;
So wars vorher verkündigt

Die

*) Das was unsere Wanderer über all diese Sprüche sagten, werde ich nicht anführen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Daß sie aber gröstentheils mißverstanden sind, davon kann man sich schon aus dem „Wörterbuch über das N. T., von Teller" überzeugen. Gesetzt aber sie lehrten das auch wirklich, was sie nach diesem Katechismo lehren sollen, so müßte man ihnen doch nicht glauben — weil man nichts glauben muß, was der Vernunft entgegen ist, und der Beförderung der Tugend Abbruch thut. Bey der folgenden Frage werde ich also alle Citate als nichtsbeweisend weglassen.

Die blinde Schaar begehrt dein Blut,
Du duldest göttlich groß die Wuth,
Um Seelen zu erretten.
„Warum verläßt du mich, mein Gott“
Rufst du in deiner Todesnoth,
Damit wir Friede hätten.

Ein Opfer nach des Ewgen Rath,
Belegt mit unsern Plagen,
Um deines Volkes Missethat
Gemartert und geschlagen
Gehst du den Weg zum Kreutzesstamm,
In Unschuld stumm, gleich als ein Lamm,
Das man zur Schlachtbank führet.
Freywillig als der Helden Held,
Stirbst du aus Liebe für die Welt
Den Tod der uns gebühret.

Joh. Das war doch wohl nicht die Antwort, die du auf obige Frage erwartet hast?

Ch. Nein warlich nicht! Und ich zweifle ob eine Antwort möglich sey, die den Vorstellungen von Gott als dem Heiligsten, Gerechtesten und Gütigsten Wesen mehr zuwider, und der Beförderung der Lasterhaftigkeit unter den Menschen günstiger wäre, als es diese ist.

Joh. Gewiß nicht! Denn was reimt sich wohl weniger mit der Herrlichkeit Gottes, als daß er die Bösen, weil irgend Jemand unschuldig gelitten, für Gerechte, Hei-

lige und Unschuldige ansehen sollte? Was weniger mit seiner Gerechtigkeit, als daß er den Unschuldigen mit der Strafe der Schuldigen, und zwar für sie — belegen, und ihn also als Sünder behandeln sollte? Und was weniger mit seiner Güte, als daß die Menschen, um fremder Leiden willen, der Gnade Gottes theilhaftig werden sollen? Wie können wir also glauben, daß Gott fremde Leiden, als Ersatz für die Tugend der Menschen — für die doch kein Ersatz möglich ist — annehmen werde? Wir würden uns schon von der Gerechtigkeit eines Menschen eine schlechte Vorstellung machen, der einen Unschuldigen statt des Schuldigen strafen sollte. Hat sich jemand für die übeln Folgen einer Handlung eines andern verbürgt, so ist es zwar nicht ungerecht, den Ersatz für diese Folgen auch von dem zu fordern, der die Handlung, aus welchen sie entstanden, auch nicht begangen, denn durch sein Versprechen, hat er sich an die Stelle dessen gesetzt, der sie wirklich begieng. Aber deswegen werden wir doch den Schuldigen nicht, als moralisch schuldlos, und den Bürgen nicht als moralisch schuldig betrachten. Und von Gott sollten wir glauben daß er so handeln könne? Dies ist doch wohl die empörendste Behauptung welche jemals erdacht worden. Denn wenn es ausgemacht ist, daß wir erst durch die

Vor-

Vorstellung der moralischen Eigenschaften, nämlich der Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte, auf die Vorstellungen der übrigen göttlichen Vollkommenheiten kommen, so muß ja eine Meynung, die uns Gott als ein unmoralisches Wesen vorstellt, — und dies thut die obige Meynung doch augenscheinlich — allen Glauben an ein höchstes Wesen unter den Menschen ausrotten. — Und wie sehr muß es nicht die Menschen zur Uebertretung aller sittlichen Vorschriften anreitzen, wenn sie glauben, ein anderer habe sie schon für sie erfüllt, und die Strafe ihrer Uebertretungen schon erduldet? so daß es ihnen nicht schadet, und ihm nichts mehr hilft, wenn sie auch weniger sündigten! — Und solche verderbliche Meynungen trägt man den Kindern als wichtige Wahrheiten vor, und läßt sie noch immer von Erwachsenen singen. Wahrlich! wo dies geschieht ist das Reich Gottes — dessen Oberherrn wir nur durch gute Gesinnungen, die wir selbst hegen, gefallen können, noch ferne von den Menschen.

Ch. Mich wunderts aber nicht, daß diese Lehre so vielen Eingang unter den Menschen gefunden, da sie ihrem Hange zum Bösen, und ihrer Trägheit zum Guten, so zuträglich ist; so daß sie nun beyde ohne Bedenken befriedigen können. Ihre Zweifel dagegen werden sie

sehr gern unterdrücken, um nur nicht in ihrem süßen Sündenschlummer gestört zu werden.

Joh. Um diese Zweifel zu unterdrücken, um diesen Sündenschlummer zu unterhalten, hat man — um deine Leiden desto würksamer vorzustellen — dich zu dem Range eines Gottes erhoben.

Ch. Dies würde die Sache wohl wenig verbessern, wenn die Menschen es nicht bequemer fänden, auch das Unglaublichste zu glauben, als sich guter Gesinnungen und Handlungen zu befleißigen. Wäre dies nicht, so würde man sich doch nimmermehr im Ernste überzeugen können, daß Gott leiden könne.

Joh. Mich wunderts nur, daß bey einer der Tugend so sehr nachtheiligen, und doch so allgemein verbreiteten Meynug nicht noch weniger Tugend und nicht noch mehr Laster unter den Menschen herrschend sind.

Ch. Das ist wohl allein der Kraft des moralischen Gesetzes zuzuschreiben, das jeden Menschen so dringend zur Erfüllung seiner Pflichten auffordert. Zwar hindern Irrthümer und Vorurtheile oft seine Würksamkeit, aber nie können diese es ganz ausrotten. Daher auch mancher bey allen Irrthümern, die so leicht der Sittlichkeit schädlich werden können, doch ein moralisch guter Mensch ist. Die Irrthümer befinden sich dann aber nur in seinem Verstande,

auf seinen Willen gestattet er ihnen keinen Einfluß. Doch wir wollen weiter lesen.

Frage 45. Was für Vergleichungen, Folgerungen, Würkungen, Vorstellungen und Lehren finden wir ferner in der heiligen Schrift vom Leiden und Tode Jesu?

Antwort. Fünf Lehren sind davon die wichtigsten, nämlich:

1. Da der willige Tod Jesu der höchste Grad des geforderten Gehorsams ist, so wird der Tod, das Blut und Opfer Jesu, als ein Grund der Vergebung der Sünden, unserer Begnadigung und Seeligkeit vorgestellt.

Jesu, du hast weggenommen
Meine Schulden durch dein Blut;
Laß es, o Erlöser, kommen
Meiner Seeligkeit zu gut.
Und dieweil du so zerschlagen,
Hast die Sünd am Kreuz getragen;
Ey so sprich mich endlich frey,
Daß ich ganz dein eigen sey.

Aus dem Tod wir konnten
Durch unser eigen Werk
Nimmer werden errettet;
Die Schuld war zu stark.
Daß wir würden erlöset,
So konnts nicht anders seyn,
Denn Gottes Sohn mußt leiden
Des Todes bittre Pein.

Dein

Dein Blut darf ich nur zeigen,
So muß ihr Trutz bald schweigen.
Dein Blut der edle Saft
Hat solche Stärk und Kraft
Daß auch ein Tröflein kleine
Die ganze Welt könnt reine,
Ja gar aus Teufels Rachen
Frey, loß und ledig machen,
Hätt's nur dein Rath gewollt.

Ch. Die Beantwortung der freylich schweren, und für uns positiv zu beantworten gar nicht möglichen Frage: Wie kann der Mensch sich von seinen vorigen Sünden und den durch sie verdienten Strafen befreyen? — (denn man findet es doch unbillig, daß er Gebesserte, als einen ganz andern Menschen die Strafen des Vorigen, des Lasterhaften erdulden soll) — hat doch die Menschen auf ganz sonderbare Einfälle gebracht. Bey einem Volke sucht man diese Vergehungen an seinem Leibe — gleichsam als ob er die Ursache wäre, — durch Fasten, Kasteyungen, Wallfahrten und andre dergleichen Büßungen zu bestrafen. Bey einem andern will man sie durch Abbitten gut machen, als ob es auf Gott ankäme, das Böse für nicht böse anzusehen. Bey einem dritten sucht man sich bey den Priestern, als sichtbaren Stellvertretern Gottes auf Erden,

von

von der Strafe seiner Sünden loßzukaufen, vermuthlich, weil man in dem Wahn stehet, man habe Gott durch seine Sünden einen Schaden zugefüget, den man wieder auf eine andere Art gut zu machen suchen müsse. Bey einem vierten sucht man seine verdienten Strafen auf ein Thier oder sonst etwas, das man Gott zum Opfer darbringt, zu schieben, weil man meynt: Gott müßte zwar das Böse bestrafen, es wäre aber eben nicht nothwendig, daß es an dem Schuldigen geschehe; und bey den Christen — wenigstens dem größten Theile nach, glaubt man — wie in diesem Katechismo steht — dadurch Vergebung seiner Sünden zu erhalten, weil ich meine Pflicht erfüllt, und um von ihr nicht abzuweichen, mein Blut und Leben dahin gegeben habe. Gleichsam, als ob ich dadurch, daß ich alle Leiden, die mich in meinem Bestreben Wahrheit zu verbreiten, und ein moralisches Reich, ein Reich Gottes auf Erden zu gründen, betroffen, willig übernahm und gelassen erduldete, etwas über meine Schuldigkeit gethan, und dieser Ueberschuß nun andern zugerechnet werden könnte. An meiner Stelle hätte doch jeder das nämliche thun müssen, was ich that. Dies wird auch der strengste Orthodoxe nicht leugnen können; wie kann denn aber davon etwas andern zu gute kommen? ohne daran zu denken, daß dies überhaupt ein widersinniger Gedanke ist.

Joh.

Joh. So verwerflich die Behauptung vieler Christen auch ist; daß du durch deinen Gehorsam in Erfüllung deiner Pflichten, ihnen Vergebung ihres Ungehorsams verschafft hast, so liegt doch dabey die richtige Vorstellung zum Grunde: daß alle moralische Gesetze erfüllt werden müssen. Nur freylich müßte man diese Erfüllung mit aller Strenge von sich selbst fordern, und nicht glauben, daß ein Anderer sie für uns erfüllen könne, da dieser andere Mensch eben so gut als wir zu ihrer Beobachtung verpflichtet ist. — Daß man in deinen Leiden, in deinem vergossenen Blute und in deinem Tode den Grund der Vergebung der Sünden und der Begnadigung und Seeligkeit der Menschen findet, wäre mir ganz unbegreiflich, wenn ich in dieser Meynung nicht noch ganz deutlich den nur anders umgeformten jüdischen Aberglauben von Schuld- und Sühnopfern anträfe.

Ch. So schwer hält es, eingewurzelte Irrthümer auszurotten. Hat man sie auch in einer Gestalt bekämpft, gleich kommen sie in einer neuen wieder. Ich glaube doch die Menschen deutlich und oft genug gelehrt zu haben, daß wir nur durch Reinigkeit des Herzens, und durch das Bestreben, dieser Herzensreinigkeit gemäß, unser ganzes Verhalten einzurichten, Gott wohlgefällig werden können, und daß der Mangel

gel der Tugend durch nichts, gar nichts ersetzbar sey, und doch hat man mich so wenig verstanden, oder verstehen wollen, daß man mich selbst, und das, was ich gethan, als ein Mittel ansieht, ein sündenvolles Leben wieder gut zu machen.

Joh. Ich möchte doch auch nur wissen, was man sich unter Vergebung der Sünden denkt. Wenn es so viel heißen soll, als: die Uebertretung unserer Pflichten ungeschehen machen, — und dies scheint doch wohl der Ausdruck zu sagen — so kann dies doch wohl niemand glauben, weil dies zu bewürken, selbst die göttliche Allmacht nicht im Stande ist.

Ch. Ich glaube, man will dadurch wohl nur die Befreyung von der Strafe der Sünde verstehen. Ob man sich übrigens dies oder jenes, oder auch gar nichts dabey denkt, dies ist, glaube ich, wohl dem großen Haufen ganz gleichgültig, er ist zufrieden: wenn er nur etwas zu glauben meynt. — Wie würde man sonst auf den Einfall gekommen seyn, daß der Beichtvater Sünden vergeben könne? dieser kann doch gewiß nicht geschehene Sünden ungeschehen machen; auch hat man wohl noch kein Beyspiel, daß durch dessen Loßsprechung nach der Beichte jemand von den Folgen seiner Sünden befreyet worden. Der Verschwender ist dadurch nie reicher, der Unmäßige nie gesünder, der Menschenfeind

feind nie von dem Hasse anderer befreyet werden. Eben so wenig ist dies aber auch durch meinen Tod geschehen, denn sonst müßten jetzt die Menschen bey dem lasterhaftesten Leben die Früchte meiner Tugend genießen. – Wahrlich! nur bey wirklicher Besserung seiner Gesinnungen kann man es von Gott erwarten, daß er uns künftig die Strafen unserer vorigen Vergehungen — in so weit sie nämlich nicht nach Naturgesetzen eine nothwendige Folge derselben sind – erlassen werden. Aber bestimmen zu wollen, auf welche Art dies geschehen werde, dies sollte sich doch der Mensch nimmermehr erkühnen.

Joh. Ich gebe daher auch unserem Freunde Kant sehr recht wenn er sagt *): „Gesetzt nun, eine gewisse Kirche behaupte die Art, wie Gott jenen moralischen Mangel am menschlichen Geschlecht ergänzt, bestimmt zu wissen, und verurtheile zugleich alle Menschen, die jenes der Vernunft natürlicher Weise unbekannte Mittel der Rechtfertigung nicht wissen, darum also auch nicht zum Religionsgrundsatze aufnehmen und bekennen, zur ewigen Verwerfung: Wer ist alsdenn hier wohl der Ungläubige? Der, welcher vertrauet, ohne zu wissen, wie das, was er hoft, zugehe, oder

*) Die Religion in den Grenzen der bloßen Vernunft, p. 262 – 363. 2te Auflage.

oder der, welcher diese Art der Erlösung des Menschen vom Bösen durchaus wissen will, widrigenfalls er alle Hoffnung auf dieselbe aufgiebt."

Ch. Auch ich muß ihm darin recht geben. Und eben so in seinen Folgerungen, wenn er sagt: „Im Grunde ist dem letztern am Wissen dieses Geheimnisses so viel nicht gelegen, (denn das lehrt ihm schon seine Vernunft, daß etwas zu wissen, wozu er doch nichts thun kann, ihm ganz unnütz sey); sondern er will es nur wissen, um sich (wenn es auch nur innerlich geschähe) aus dem Glauben, der Annahme, dem Bekenntnisse und der Hochpreisung alles dieses Offenbarten einen Gottesdienst machen zu können, der ihm die Gunst des Himmels ohne allem Aufwand seiner eigenen Kräfte zu einem guten Lebenswandel, also ganz umsonst erwerben, den letztern wohl gar übernatürlicher Weise hervorbringen, oder, wo ihm etwa zuwider gehandelt würde, wenigstens die Uebertretung vergüten könne."

Joh. Wie unvernünftig ist es also nicht, so bestimmt zu reden, wie in dem Verse geschieht, welche in diesem Catechismo, — vermuthlich doch um Erbauung zu befördern, angeführt werden:

Daß wir würden erlöset,
So konnts nicht anders seyn,
Denn Gottes Sohn mußt leiden.

Ch. Und wie sehr muß es die Menschen zu neuen Sünden reitzen, wenn sie um sich von den alten zu befreyen nur sagen dürfen: ich glaube, daß sie mir, aus dieser oder jener Ursache vergeben werden. — Wer sich der Befreyung von den Strafen für seine Sünden noch vor seiner Besserung versichert hält, von dem ist so leicht keine Besserung zu erwarten. —

Joh. Was meynst du aber von der Behauptung, die in dem letzten der hier angeführten Verse vorkommt, daß schon ein einziger Blutstropfen von dir hinlänglich gewesen, die ganze Welt von ihren Sünden zu reinigen?

Ch. Ich meyne der Mann, welcher dies zuerst sagte, und alle die, welche es ihm nachsagen oder nachsingen, wissen nicht was sie sagten. Denn wäre dies wahr, so wäre es von Gott höchst unweise gewesen, — und wer wird so etwas denken? — daß er mich mehr als einen Blutstropfen hätte vergiessen lassen. Dies hätten die Leute schon aus dem bekannten Sprüchworte lernen können: Quid fieri potest per pauca non fieri debet per plura. (Was durch wenig ausgerichtet werden kann, darf nicht durch viel geschehen).

Joh. Die erste der 5 wichtigen Lehren, die aus der Geschichte deines Leidens und Todes gezogen wird, ist also wohl nur in sofern richtig, als man daraus sehen kann: wie weit sich

der menschliche Verstand verirren könne; wie sehr die Menschen geneigt sind, alles anzunehmen, wenn sie sich dabey nur nicht genöthiget sehen, ihre Pflichten zu erfüllen; und wie sehr solche herrschende Irrthümer, jeder vernünftigern Belehrung, an der es in ältern und besonders in diesen neuern Zeiten nicht fehlet, den Eingang verwehren. — Laß uns jetzt sehen, ob die andern 4 Lehren wichtiger sind.

2) Die Leiden Jesu werden vorgestellt als eine Belehrung und Erfahrung Jesu, durch die er unsere Noth kennen lehret, und zum gnädigen und willigen Helfer geschickt gemacht wird.

Du lehrest mich den hohen Werth
Der Trübsal, die ich leide;
Daß sie mich dir vertrauen lehrt,
Mich führt zur wahren Freude.
Ich würde dein,
Mich minder freun,
Nur dieser Welt begehren,
Wenn keine Leiden wären.

Er züchtigt uns damit wir zu ihm nahen,
Die Heiligung des Geistes zu empfahen,
Um mit dem Trost der Hülfe die wir merken,
Andre zu stärken.
Das Kreutz vom Herrn wirkt Weisheit und
Erfahrung.

Erfahrung giebt dem Glauben Muth und
Nahrung.
So stehe denn in deinem Glauben feste,
Hoffe das Beste.

Joh. Diese Lehre mag freylich sehr wichtig seyn, nur ich verstehe sie nicht.

Ch. Mir gehts eben so; da aber doch hier von mir die Rede ist, so sollte ich sie doch wohl am ersten verstehen. Wir wollen uns doch einmal die darin enthaltenen Sätze einzeln zu verständigen suchen. Also: mein Leiden soll eine Belehrung seyn, durch die ich die Noth der Menschen kennen lehre.

Joh. Das letztere Wort wird wohl ein Druckfehler seyn *), und statt lehre, lerne heissen sollen. Denn sonst weiß ich gar nicht was das sagen will. Du hast gelitten, um andern Menschen ihre Noth bekannt zu machen.

Ch. Mir scheints auch so. Aber auch nach dieser Voraussetzung sehe ich doch das Wichtige dieser

*) Wollte man alle unverständliche und widersinnige Stellen, besonders in den eigentlich theologischen Schriften, für Druckfehler erklären, wie manches Buch dieser Art würde denn nur ein einziger Druckfehler seyn. — Exempla sunt odioso; sonst könnte ich deren eine schöne Menge anführen.

dieser Lehre nicht ein; denn jeder Mensch lernt sich ja wohl an der Noth anderer Menschen, eine Vorstellung machen, oder sie kennen, wenn er selbst gelitten hat. Und eigentlich lernet man dieses doch nicht durch Belehrung, sondern durch Erfahrung, hier ist aber beydes unterschieden. Was also hier unter der Belehrung verstanden werde, werden wir wohl nicht herausbringen. Laß uns also weiter gehen. Es heißt ferner: durch meine Leiden werde ich 1) zu einem gnädigen und willigen Helfer, und 2) zu einem Hohenpriester geschickt gemacht. So viel ist wohl in dieser Behauptung wahr: daß jeder Mensch, der viel gelitten hat — und also auch ich — willig seyn werde, andern Leidenden Hülfe zu leisten.

Joh. Nicht wahr; aber diese Willigkeit macht ihn, und also auch dich, doch noch nicht geschickt, wirklich zu helfen, und das soll doch hier gesagt werden.

Ch. Du hast vergessen, daß man mir eine göttliche Kraft zuschreibt. Wäre ich aber wirklich Gott gewesen, so hätte ich nicht nöthig gehabt, die Leiden der Menschen erst durch Belehrung kennen zu lernen; sie wären mir denn ja, vermöge meiner Allwissenheit, schon bekannt gewesen. Auch hätte ich in dem Falle nicht erst nöthig gehabt, selbst zu leiden, um desto williger zu werden, die Menschen von ihren Leiden zu be-

befreyen. Denn wie kann man an der göttlichen Willigkeit hiezu zweifeln?

Joh. Dies alles ist also – nichts gesagt. – Was soll es aber heißen, daß du durch deine Leiden zu einem gnädigen Helfer geschickt gemacht bist?

Ch. Ich weiß es nicht. Denn „Gnade bedeutet (Schmidt Moralphilosophie p. 282) 1) Güte eines Großen und Mächtigen, dem man durch keinen physischen Zwang beykommen kann, und von dem man wegen der Erhabenheit seines Standes, keine eigentliche Güte, keine Anerkennung der gemeinen Menschenpflicht, gegen gemeine Menschen erwartet. In diesem Sinne ist der Ausdruck ein versteckter Vorwurf, nämlich eine Anerkennung der bürgerlichen Hoheit, mit Herabsetzung seiner menschlichen Würde, die eben in Erfüllung der Pflichten besteht, und eine Aeußerung die demjenigen Theile der Großen, der die Menschenwürde noch anerkennt, zuwider und beleidigend ist.“ Wenn der Verfasser dieses Catechismi mich also für einen Gott hält, wie er wirklich thut, so ist dieser Ausdruck, da er schon für Menschen beleidigend ist, auf mich angewandt, die größte Gotteslästerung. – „Gnade bedeutet 2) Güte auf Kosten der Gerechtigkeit, Erlassung oder Verminderung verdienter Strafe. Beförderung des Wohlseyns, ohne und wider den Zweck der Sittlichkeit. Abermahls

mahls Verläugnung der Weisheit und Gotteslästerung. 3) Nachsicht gegen persönliche Beleidigungen, aus Gefühl der Größe. Paßt nicht auf Gott, weil er überall keiner Beleidigungen fähig ist. 4) Unterlassener Gebrauch von seinen Rechten zu Gunsten anderer. Gottesrechte collidiren mit dem Rechte und Vortheil keines vernünftigen Wesens. Nennt man Gnade 5) für Güte, der kein Recht auf Seite des andern entspricht; so ist alles Gnade, und sie ist von Güte überhaupt nicht zu unterscheiden." Der Verfasser dieses Catechismi hat also mit dem Ausdruck „gnädiger Helfer" entweder eine Gotteslästerung gesagt, oder, wenn er statt gnädiger, gütiger Helfer hat sagen wollen, so ist es seine Schuld, daß man ihn mißversteht, weil er dies nicht gethan hat.

Joh. Eben so wenig, als du nun durch deine Leiden zu einem wirklichen Helfer — wozu es dir freylich, wie jedem andern gutgesinnten Menschen nicht an Willen, sondern an Macht fehlt — geschickt gemacht würdest, eben so wenig wirst du es auch wohl nach der 2ten Behauptung zu einem Hohenpriester seyn.

Ch. Gewiß, noch weit weniger. — Die Juden konnten diesen Ausdruck wohl verstehen, aber für die jetzigen Christen, die keinen Hohenpriester haben, wenigstens nicht haben sollen, ist er ganz ohne Sinn; und führt auch Vorstellun-

gen die der Verbreitung guter Gesinnungen schädlich sind. Freylich, wenn man dies Wort so verstände, wie es Teller in seinem Wörterbuche – welches ich neulich darüber nachschlug – verstanden haben will, so wär es wohl unschädlich; wie ich aber gehört habe, hat man diese Erklärung für eine große Ketzerey gescholten. Es ist also sehr zu vermuthen, daß man, wenn man mich einen Hohenpriester nennt, auch glaubt, daß ich so die Sünden der Menschen wegbeten, oder auf irgend eine andere Art wegnehmen werde, wie die Hohenpriester der Juden vorgaben, daß sie es thun könnten. Und in diesem Verstande auf mich angewandt, ist dieser Ausdruck sehr zu mißbilligen.

Joh. Dies könnte man ja wohl leicht wissen; denn es ist doch häufig genug aufgezeichnet, welcher Feind der Priester du gewesen, weil sie durch ihre strenge Aufsicht, auf die Beobachtung der eingeführten gottesdienstlichen Ceremonien, das Volk immer mehr und mehr in dem Wahne bestärkten, und ihn auch geradezu lehrten: daß Opfern, Fasten, Beten und dergl. besser sey als Rechtschaffenheit. — Und nun machen dich diejenigen, die sich für deine eifrigsten Anhänger ausgeben, selbst zu einem Hohenpriester. Dies kommt mir eben so vor, als wenn man jetzt einen, von den am stärksten wider den Adel eifernden

Franzosen, zur Belohnung dieses Eifers in den Adelstand erheben wollte.

Ch. Und eben so wie dieser auf die ihm angebotene Ehre Verzicht thun würde, thue ich es auch. — Gott behüte nur dieses und jedes andere Land, jetzt und in alle Ewigkeit, vor hohen und niedern Priestern! Ja ich wünschte recht sehr, daß man sogar diesen Namen nicht mehr brauchte, weil er sich für christliche Prediger, die doch nur Religionslehrer seyn sollen, gar nicht schickt.

Joh. Also auch diese 2te sogenannte wichtige Lehre ist entweder ohne allen Sinn, oder enthält die ungereimtesten Meynungen. Die angehängten Verse geben auch kein Licht darüber, denn sie reden bloß von den Vortheilen, welche die Menschen aus ihren Leiden ziehen können, und hätten also an dieser Stelle füglich wegbleiben können.

3) Der Tod Jesu wird als ein (Einweihungs- und Bundes-) Opfer vorgestellt, durch welches, als durch einen Mittler, der längst verheissene neue Bund errichtet, oder die neue Religion gestiftet, da das Levitische Gesetz abgeschaft und die Heyden zur Kindschaft berufen und erkauft worden. Durch dieses Blut des neuen Bundes ist die ganze Welt mit Gott versöhnt und ihm angenehm worden, daher diejenigen, welche dies Opfer unrein achten, und die

Religion verachten, ferner kein Opfer mehr zu erwarten haben.

Was kann mir denn nun schaden,
Der Fluch, der Sündern droht?
Gott sieht auf mich in Gnaden.
Durch Jesu Mittlers Tod
Bin ich von diesem Fluch befreyt,
Und darf nicht ängstlich fürchten
Gericht und Ewigkeit.

Welch Warten einer ewgen Pein
Für die, die dich verachten.
Die solcher Gnade werth zu seyn,
Nach keinem Glauben trachten;
Für die, die dein Verdienst gestehn,
Und dich durch ihre Laster schmähn,
Und deinen Tod verhöhnen.
Wer dich nicht liebt, kommt ins Gericht
Wer nicht dein Wort hält, liebt dich nicht,
Ihm hilft nicht dein Versöhnen.

Joh. Ich fürchte es wird uns hier nicht besser gehen, als bey der vorigen Lehre. Wir werden sie entweder gar nicht verstehen; oder wenn wir ja einen Sinn darin finden, wird er eben so vernunftwidrig seyn, als in der vorigen.

Ch. So traurig diese Vermuthung auch ist, so hege ich sie doch selbst. Alles darin bezieht sich auf jüdische Begriffe, und von diesen — als

der ächten Tugend höchst nachtheilig — läßt sich nichts Gutes erwarten.

Joh. Und leider! trügt uns auch diesmal unsere Erwartung nicht. — Dein Tod soll ein Opfer, und zwar ein Einweihungs- und Bundesopfer seyn, dieses Opfer, dein Tod also, wird als ein Mittler vorgestellt, durch welches ein neuer Bund errichtet, oder eine neue Religion eingeführt; durch welches ferner, das Levitische Gesetz abgeschaft, und die Heyden zur Kindschaft berufen und erkauft werden. — Wie alles dies angeführte Folgen deines Todes seyn sollen, begreife ich nicht.

Ch. Ich gewiß auch nicht. Nicht durch meinen Tod, sondern durch den Unterricht, den ich dem jüdischen Volke gab, wurde eine neue — (wenigstens für die damaligen Juden, neue) — Religionslehre verbreitet, die aber schon längst der Glaube jedes moralisch gutgesinnten Menschen war, nur daß es an öffentlicher Ausbreitung derselben fehlte. — Nicht durch meinen Tod, sondern durch meine Belehrungen: daß nicht die Beobachtung äußerer gottesdienstlicher Gebräuche, sondern das Bestreben alle unsere Pflichten aus Liebe gegen Gott, als moralischem Gesetzgeber (also aus Hochachtung für das Gesetz) zu erfüllen, dasjenige sey, was uns unsere Würde giebt, und den Beyfall des höchsten Wesens verschaft, wurde das Levitische Gesetz abgeschaft. —

Nicht

Nicht durch meinen Tod, sondern durch die Ausbreitung meiner Belehrungen wurden auch die Heyden zur Kindschaft, d. i. zu einem Betragen, bey welchem sie sich als gute Kinder eines heiligen Vaters betrachten können, berufen. Freylich kostete diese Verbreitung meiner Lehre, mir und meinen Nachfolgern viele Aufopferungen, und man kann also wohl sagen, daß ich mir die Völker die meine Lehre annahmen, durch jene Aufopferungen erkauft habe. Dies bezieht sich indes doch bloß auf mich und diejenigen, die mit mir ein ähnliches Schicksal erduldeten. Zur Hauptsache aber thut es nichts. — Alle oben angeführte Folgen, hätten ohne meinen Tod, bloß durch meine Belehrungen entstehen können. Auf der andern Seite aber hätte mein Tod ohne diese Belehrungen keine einzige dieser Würkungen hervorgebracht.

Joh. Gewiß! Und jetzt scheint man an diese Belehrungen nur als an eine Nebensache zu denken, und macht das, was nur ein Nebenumstand war zur Hauptsache; aber auch daran läßt man es noch nicht genug seyn, sondern mischt auch noch die gröbsten Irrthümer darunter. — Da könnte man denn wohl, wenn man dies sieht, fragen: Hast du nicht guten Saamen auf deinen Acker gesäet? Woher hat er denn das Unkraut? Und als wahres Unkraut kann man doch dies bisher angeführte, und noch mehr das Folgende

betrachten, wo behauptet wird: daß durch dein Blut die ganze Welt versöhnet und ihm angenehm gemacht wird. Stände hier: durch die Befolgung deiner Belehrungen könnten die Menschen — weil diese Belehrungen bloß Erinnerungen an das sind, wozu jeder Mensch durch seine Vernunft aufgefordert wird — sich des göttlichen Beyfalls würdig machen, so wäre nichts dagegen zu sagen. Aber, daß durch dein Blut das menschliche Geschlecht mit Gott versöhnet und ihm angenehm gemacht worden, dies ist eine Behauptung die sich auf keine Art beweisen läßt. — Der Mord, den die Juden an dir begiengen, war doch in der That kein so großes Meisterstück der Tugend, daß Gott um deswillen die Untugenden aller übrigen Menschen mit Wohlgefallen betrachten könnte. Und daß du deinen Tod so geduldig littest, kann doch auch keinen einzigen Andern als Tugend angerechnet werden, weil sich doch nur ein jeder durch das Gott angenehm machen kann, was er selbst thut. — Doch dies versteht sich bey Menschen, die nur nicht der Vernunft ewige Feindschaft angelobt haben — alles von selbst.

Ch. Ja wohl! Und ich kann daher auch nicht in das einstimmen, was hier weiter steht: daß diejenigen, welche dies Opfer unrein achten, und die Religion verachten, ferner kein Opfer mehr zu erwarten haben. Denn dies kann doch

nach dem Vorhergehenden nichts anders heissen, als: diejenigen, welche meinen Tod nicht als ein Versöhnungsmittel mit Gott, nicht als Ersatz für den Mangel ihrer Tugend betrachten wollen; diejenigen welche diese und ähnliche Meynungen nicht für die wahren Religionskenntnisse halten, sondern sie als der Sittlichkeit nachtheilig verwerfen, können auf keine andere Weise sich des göttlichen Wohlgefallens würdig machen.

Joh. Auf diese Art würdest du unter deinen Anhängern gewiß einer der größten Ketzer seyn. Und du und alle diejenigen, welche deine, einst den Menschen gegebene Vorschriften befolgen, müßten, als in immerwährender Feindschaft mit Gott lebend, betrachtet werden. — Und so etwas, als in dieser Lehre enthalten ist, lehrt man die Menschen! So etwas läßt man sie zu ihrer Erbauung singen, nach dem ersten der hier angeführten Verse. Der zweyte Vers welcher hier steht sagt freylich das Gegentheil, und ist vermuthlich nur durch ein Versehen in diesen Katechismus gekommen.

Ch. Was werden auch alle Ermahnungen zur Tugend helfen, wenn ein jeder glauben kann und soll: seine Pflichten wären schon durch einen andern erfüllt, und Gott sey schon für alle Uebertretungen der Menschen, die sie itzt begehen, vor langer Zeit zufrieden gestellt. Wehe den Menschen, die solche Lehren verbreiten.

Wehe

Wehe denen, die sie annehmen! Warlich, sie sind noch fern vom Reiche Gottes.

4) Die Dargebung Jesu und sein Tod zu unserm Heile wird als das größte Zeichen der Liebe Gottes und Jesu vorgestellt, die unsere Gegenliebe und künftige Weihung unsers Lebens und unserer Kräfte erfordern.

So sollt es seyn, du mußtest leiden.
Dein Tod macht mir des Vaters Liebe kund.
Er wird für mich ein Quell der Freuden,
Ein Siegel auf den ew'gen Friedenbund.
So wahr dich Gott für mich zum Opfer giebt,
So feste stehts, daß er mich herzlich liebt.
O große Lieb! o Liebe kaum zu fassen.
Auch mir zum Heil hast du dich martern lassen.
Damit ich lerne Sünden ernstlich meiden,
Willst du Herr leiden.
Herr dir gefällts, wenn ich mich selbst bekämpfe,
Dir folge und des Fleisches Lüste dämpfe:
So sey denn auch hinfort mein ganzes Leben,
Nur dir ergeben.

Joh. Nach den vorigen drey Lehren würde den mehresten Menschen freylich die größte

Wohl-

Wohlthat durch deinen Tod geschehen seyn, denn sie könnten itzt ungestört der Befriedigung aller ihrer, auch sonst noch so schändlichen Begierden nachhängen, und hätten dafür keine Strafe zu fürchten. Natürlich würde dies ihrer Trägheit zum Guten sehr schmeicheln. — Ich dächte aber, man könnte den Menschen doch wohl einleuchtendere, Gott gemäßere, und für jeden glaubwürdigere Beweise der göttlichen Liebe anführen.

Ch. Ganz recht. — Ich weiß aber nicht, was man in diesem Falle darunter versteht: daß die Menschen für diesen Beweiß der Liebe Gottes, die er durch meinen Tod offenbaret haben soll, Gott wieder lieben, und ihm ihr Leben und ihre Kräfte weihen sollen. Unsere Liebe zu Gott können wir, meiner Meynung nach, nicht anders beweisen, als wenn wir die Vorschriften unserer Vernunft — die wir eben deshalb, weil sie vernünftig sind, auch für göttliche Gebote halten — zu erfüllen suchen. Diese Art von Gegenliebe fällt aber weg, sobald die Menschen glauben, daß Gott auf irgend eine andere Art, zu der sie nichts beygetragen, so sehr ihr Freund geworden, daß alle ihre Sünden, die sie schon begangen haben oder noch begehen könnten, ihnen seine Freundschaft nicht zu entziehen vermögen.

Joh. Freylich; denn wenn die Menschen noch selbst gut seyn sollen, so hilft es ihnen ja nichts, daß du es – wie man glaubt für sie gewesen. Warst du es aber an ihrer Statt, so folgt natürlich, daß sie es nicht mehr seyn dürfen. Es wäre doch sicher kein Beweiß der Liebe und Freundschaft eines Gläubigers gegen seinem Schuldner, wenn er sich die Schuld des letztern von einen Bürgen bezahlen ließe, und doch noch nachher von dem Schuldner Gegenliebe, und als Beweiß derselben die schon bezahlte Schuld nochmals abforderte. — Von Gott diese Meynung zu hegen, trägt man aber, wie es scheint, kein Bedenken.

Ch. Mit dieser Ermahnung zur Liebe zu Gott, kann es also wohl weder dem Verfasser dieses Catechismi, noch den Verfassern der hier stehenden Verse — wenn sie sich anders nicht widersprechen wollen — ein rechter Ernst gewesen seyn. Und noch weniger Ernst, werden die Menschen, die die obigen Behauptungen für wahr halten, anwenden, diese Ermahnungen zu befolgen.

5) So wie alle Handlungen Jesu, und sein ganzer Gehorsam uns zur Nachfolge vorgestellt ist, so wird auch insbesondere der Tod Jesu, zum Besten der Menschen erlitten, als ein Beyspiel uns vorgehalten, wie wir uns nach demselben

im Leiden, und zum Besten der Brüder verhalten sollen.

Dein Beyspiel soll mich lehren,
Des höchsten Rath zu ehren,
Auch wenn er Trübsal schickt.
Ich will des Lebens Plagen
Getrost und willig tragen,
Bis Gottes Hülfe mich erquickt.

Laß mich an andern üben,
Was du an mir gethan,
Und meinen Nächsten lieben
Gern dienen jedermann,
Ohn Eigennutz und Heucheley,
Und wie du mirs erwiesen,
Aus wahrer Lieb und Treu.

Joh. Recht gut, Antwort und Verse. Ich würde dem Verfasser dieses Katechismi gern alle seine vorhergehenden 4 wichtigen Lehren schenken, wenn nur diese fünfte öfterer vorgetragen und befolgt würde. Gewiß, würden dann die Menschen sich nicht so oft unter das eherne Joch des Geistesdespotismus, das ihnen weltliche und geistliche Obern aufzulegen bemüht sind, schmiegen, sondern für die Erhaltung der Geistesfreyheit — diese Quelle und Stütze ächter Tugend, — für die ungestörte Ausbreitung der Wahrheit, gerne ihre Bequemlichkeit, ihr Vermögen, ihren ganzen äußern Wohlstand, ja ihr Leben selbst aufopfern.

Zu diesen Gesprächen unserer Wanderer über den angeführten Katechismus, füge ich nur noch ein paar Bemerkungen hinzu, die sie über eine Anmerkung machten, die am Schlusse desselben steht. Es heißt daselbst: die gehäuften Sprüche sind nur größtentheils zum Nachschlagen beygesetzt, und besonders sind die aus dem alten Testamente angeführt, um schon in diesem kleinen Versuch es auffallend zu machen, daß die Sittenlehre und rechte Herzensreligion, des alten und neuen Bundes vollkommen einstimmig sey.

Joh. Diese Uebereinstimmung deiner Sittenlehre und Herzensreligion mit der Sittenlehre und Herzensreligion der Juden, würde man auch wohl gewiß bey allen Völkern finden; denn die Vernunft — und aus dieser allein entspringt doch die wahre Sittenlehre und wahre Religion — ist in allen Menschen gleich; obgleich der Grad ihrer Ausbildung verschieden seyn kann. — Ich dächte daher, man müßte hier unterscheiden, was die Meynung einzelner Personen z. B. der Propheten unter den Juden, — diese wurden aber auch als Ketzer angesehen und verfolgt — und was allgemeiner Glaube des Volks sey. — Und da meyne ich wäre doch ein ganz augenscheinlicher Unterschied, zwischen deiner Sittenlehre und der Sittenlehre der jüdischen Priester gewesen. Denn diese giengen doch von dem Hauptsatze aus; Nur durch die Beobachtung der Cere-

monien des Gottesdienstes, durch Fasten, Beten, Opfern und dergl. könne man sich Gott wohlgefällig machen, und wenn man die in dieser Absicht vorgeschriebenen Gesetze nur dem Buchstaben nach erfülle, so käme es auf ihre Gesinnungen, auf die Erfüllung ihrer übrigen Pflichten nicht mehr so viel an. — Du aber lehrtest gerade das Gegentheil. Du behauptetest: gute Gesinnungen und ein diesen guten Gesinnungen gemäßes Verhalten, müsse das Hauptbestreben der Menschen seyn, dessen Mangel durch kein Fürwahrhalten vorgeschriebener Religionsmeynungen, durch keine Ceremonien und überhaupt durch nichts Aeußeres ersetzt werden könne.

Ch. Du hast recht. Und man muß entweder den jüdischen Grundsätzen beypflichten, oder gestehen, daß ich mich bemüht habe, eine reinere Tugend unter den Menschen zu verbreiten. Nimmt man aber dieses nicht an, so habe ich wenig, oder eigentlich nichts geleistet, das der Rede werth wäre. Und die Achtung die mir die Christen beweisen, wäre eher zu tadeln, als zu loben.

Joh. So lange man aber dies noch nicht einsehen wird, kann auch keine eigentliche Lehre, — nicht das, was man so fälschlich dafür ausgiebt — in dem Herzen der Menschen Wurzel fassen. Denn sie werden es immer bequemer finden äußere Gebräuche zu beobachten, und dabey

bey ihren Lüsten zu fröhnen, als ihren Hang zum Bösen zu besiegen und in der Ausübung ihrer Pflichten ihre größte Würde zu suchen. — Und bloß in einigen Dogmen — die doch auch größtentheils Vernunftwidrig sind — und nicht in ihrem Verhalten würden die Christen von den Jüden unterschieden seyn, wenn nicht dein Unterricht in der Sittenlehre so würksam wäre, daß er auch die Hindernisse besiegte, die ihnen sonst die Annahme solcher Meynungen, als wir in diesem Catechismo fanden, entgegen setzen *).

*) Für diejenigen, welche von dem wesentlichen Unterschiede des Juden- und Christenthums noch nicht überzeugt sind, füge ich nachfolgende Stelle aus: Kants Religion innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft, hinzu: Er sagt daselbst pag. 186—189. der 2n Auflage: „Der jüdische Glaube ist, seiner ursprünglichen Einrichtung nach, ein Inbegriff bloß statutarischer Gesetze, auf welchen eine Staatsverfassung gegründet war; denn welche moralische Zusätze entweder damal schon, oder auch in der Folge ihm angehängt worden sind, die sind schlechterdings nicht zum Judenthum, als einem solchen gehörig. Das letztere ist eigentlich gar keine Religion, sondern bloß Vereinigung einer Menge Menschen, die, da sie zu einem besondern

Dies hier Angeführte war das Vornehmste, womit

dern Stamme gehörten, sich zu einem gemeinen Wesen unter bloß politischen Gesetzen, mithin nicht zu einer Kirche formten; vielmehr sollte es ein bloß weltlicher Staat seyn, so daß, wenn dieser etwa durch widrige Zufälle zerrissen worden, ihm noch immer der (wesentlich zu ihm gehörige) politische Glaube übrig bliebe, ihn (bey Ankunft des Messias) wohl einmal wieder herzustellen. Daß diese Staatsverfassung Theokratie zur Grundlage hat (sichtbarlich eine Aristokratie der Priester, oder Anführer, die sich unmittelbar von Gott ertheilter Instruktionen rühmten), mithin der Name von Gott, der doch hier bloß als weltlicher Regent, der über und an das Gewissen gar keinen Anspruch thut, verehrt wird, macht sie nicht zu einer Religionsverfassung. Der Beweiß, daß sie das letztere nicht hat seyn sollen, ist klar. Erstlich sind alle Gebote von der Art, daß auch eine politische Verfassung darauf halten, und sie als Zwangsgesetze auferlegen kann, weil sie bloß äußere Handlungen betreffen, und ob zwar die zehn Gebote auch, ohne daß sie öffentlich gegeben seyn möchten, schon als ethisch vor der Vernunft gelten, so sind sie in jener Gesetzgebung gar nicht mit der Forderung an die moralische Gesinnung in Befolgung derselben (worein nachher das Christenthum das Hauptwerk setzte), gegeben, sondern schlechterdings nur

womit man unsern Reisenden, den verbesserten

nur auf die äußere Beobachtung gerichtet worden; welches auch daraus erhellt, daß: **zweytens**, alle Folgen aus der Erfüllung oder Uebertretung dieser Gebote, alle Belohnung und Bestrafung nur auf solche eingeschränkt werden, welche in dieser Welt jedermann zugetheilt werden können, und selbst auch dieß nicht einmal nach ethischen Begriffen; indem beyde auf die Nachkommenschaft, die an jenen Thaten oder Unthaten keinen praktischen Antheil genommen, treffen sollten, welches in einer politischen Verfassung allerdings wohl ein Klugheitsmittel seyn kann, sich Folgsamkeit zu verschaffen, in einer ethischen aber aller Billigkeit zuwider seyn würde. Da nun ohne Glauben an ein künftiges Leben gar keine Religion gedacht werden kann, so enthält das Judenthum, als ein solches in seiner Reinigkeit genommen, gar keinen Religionsglauben. Dies wird durch folgende Bemerkung noch mehr bestärkt. Es ist nämlich kaum zu zweifeln: daß die Juden eben sowohl, wie andre, selbst die rohesten Völker, nicht auch einen Glauben an ein künftiges Leben, mithin ihren Himmel und ihre Hölle sollten gehabt haben; denn dieser Glaube dringt sich, kraft der allgemeinen moralischen Anlage in der menschlichen Natur, jedermann von selbst auf. Es ist also gewiß **absichtlich** geschehen, daß der Gesetzgeber dieses Volks, ob er

Religionszustand in Elbing beweisen wollte. Sie erklär=

gleich als Gott selbst vorgestellt wird, auch nicht die mindeste Rücksicht auf das künftige Leben habe nehmen wollen, welches anzeigt: daß er nur ein politisches, nicht ein ethisches gemeine Wesen habe gründen wollen; in dem erstern aber von Belohnungen und Strafen zu reden, die hier im Leben nicht sichtbar werden können, wäre unter jener Voraussetzung ein ganz inkonsequentes und unschickliches Verfahren gewesen. Ob nun gleich auch nicht zu zweifeln ist, daß die Juden sich nicht in der Folge, ein jeder für sich selbst, einen gewissen Religionsglauben werden gemacht haben, der den Artickeln ihres statutarischen beygemengt war, so hat jener doch nie ein zur Gesetzgebung des Judenthums gehöriges Stück ausgemacht. Drittens ist es so weit gefehlt, daß das Judenthum eine zum Zustande der allgemeinen Kirche gehörige Epoche, oder diese allgemeine Kirche wohl gar selbst zu seiner Zeit ausgemacht habe, daß es viel mehr das ganze menschliche Geschlecht von seiner Gemeinschaft ausschloß, als ein besonderes vom Jehovah gewähltes Volk, welches alle andere Völker anfeindete, und dafür von jedem angefeindet wurde. Hiebey ist es auch nicht so hoch anzuschlagen, daß dieses Volk sich einen einigen durch kein sichtbares Bild vorzustellenden Gott zum allgemeinen Weltbeherr=

erklärten aber, daß sie diese Verbesserungen grö-
M 5 stentheils

beherrscher setzte. Denn man findet bey den meisten andern Völkern, daß ihre Glaubenslehre darauf gleichfalls hinausgieng, und sich nur durch die Verehrung gewisser jenem untergeordneten mächtigen Untergötter, des Polytheismus verdächtig machte. Denn ein Gott, der bloß die Befolgung solcher Gebote will, dazu gar keine gebesserte moralische Gesinnung erfordert wird, ist doch eigentlich nicht dasjenige moralische Wesen, dessen Begriff wir zu einer Religion nöthig haben. Diese würde noch eher bey einem Glauben an viele solche mächtige unsichtbare Wesen statt finden, wenn ein Volk sich diese etwa so dächte, daß sie, bey der Verschiedenheit ihrer Departementer, doch alle darin übereinkämen, daß sie ihres Wohlgefallens nur den würdigten, der mit ganzem Herzen der Tugend anhienge, als wenn der Glaube nur einem einzigen Wesen gewidmet ist, daß aber aus einem mechanischen Cultus das Hauptwerk macht."

Vermuthlich werden meine Leser das hier gesagte sehr einleuchtend finden, sie werden aber auch daraus sehen, daß auch in unsern Zeiten bey den Christen der Geist des Judenthums noch nicht ausgerottet sey, denn sonst würden nicht die Obern daß Bekenntniß vorgeschriebener Meynungen, bey Strafe, fordern.

stentheils einer neuen Verbesserung bedürftig und nothwendig fänden. Sie zweifelten aber sehr, ob diese neuen Verbesserungen — wenn auch jemand Muth genug hätte sie einzuführen — so bald Eingang finden würden, da sie hörten, daß fast alle Predigten, die hier gehalten und gelobt würden von dem nämlichen Schlage wären, als die beyden welche sie gehört hatten; daß man zur häuslichen Erbauung selten ein anderes als von den Vorfahren ererbtes Erbauungsbuch gebrauche. Daß man es sehr rühmte, daß ein Prediger — der nämliche, bey dessen Katechismus sich unsere Wanderer so lang verweilten — auf der Kanzel in einem Gebete gesagt hatte: Gieb doch, o Gott, daß wir nicht unserer Vernunft, sondern deinem Worte folgen wollen! — Sie fragten den, der dies lobte: ob denn Gottes Wort unvernünftig sey? Oder: ob er es für besser halte unvernünftig als vernünftig zu seyn? Auf die letztere Frage erhielten sie zur Antwort: daß der Gebrauch der Vernunft zwar in irrdischen Angelegenheiten nicht zu tadeln sey, obgleich man auch den glücklichen Erfolg desselben niemals sich selbst, sondern allein Gott zuschreiben müsse, aber im Geistlichen müsse man die Vernunft beständig dem geoffenbarten Worte Gottes unterwerfen. Auf die erste Frage wurde ihnen die Antwort zu Theil: daß Gottes Wort zwar

nicht

nicht wider, aber doch über die Vernunft sey. — Christus meynte zwar, wenn der Gebrauch der Vernunft bey minder wichtigen Angelegenheiten erlaubt sey, so sey er gewiß bey den wichtigsten eine unserer ersten Pflichten. — Und was über die Vernunft wäre, könnte den Menschen, die doch nun einmal nicht übervernünftige Wesen sind, auch nichts angehen — ja sie könnten nicht einmal entscheiden, ob das Uebervernünftige, nicht auch unvernünftig sey, und thäten also auf jeden Fall gut, sich gar nicht damit abzugeben. Aber diese Meynung, welche zu sehr nach einer Eingebung der Vernunft aussah, fand keinen Beyfall.

Sie hörten ferner, daß ein Prediger, Namens R–e, und einige Kandidaten sich zwar bemüheten, eine reinere Sittenlehre, als sonst gewöhnlich ist, zu predigen, vernahmen aber auch, daß dies nur bey äußerst wenigen Beyfall fände, weil man die scharfen Ermahnungen zur Beherrschung der Sinnlichkeit, zur Anwendung der eigenen Kräfte zum Guten, zum thätigen Christenthum, zur Erfüllung unserer Pflichten, auch da, wo für uns sichtbarer Nachtheil daraus entstände u. s. w., bey weitem so gerne nicht hörte, als die troſtreichen Predigten von der Genugthuung Christi an unserer Statt, von dem gänzlichen Unvermögen des Menschen zum Guten aus eigenen Kräften, von dem übernatürlichen

lichen Beystande des heiligen Geistes, von den herrlichen Würkungen des Glaubens, von den Freuden des Himmels, bey deren Genusse sie in gänzlicher Unthätigkeit, mit Abraham, Isaac und Jacob zu Tische sitzen, und ewig Halleluja! singen würden und dergl.

Sie erfuhren ferner: daß man hier sehr sorgfältig wäre, alles zu verbieten, was den Feinden der Aufklärung ein Aergerniß seyn könnte, zum Beweise davon, wurde ihnen folgende Geschichte erzählt: Der Rektor des hiesigen Gymnasii, ein helldenkender Mann, hatte bey einer Schulfeyer, ein paar der größten Schüler, von den Nachtheilen reden lassen, welche die Hierarchie der Verbreitung der Aufklärung in vorigen Zeiten gethan habe und auch noch jetzt thue. Nun kam auch der vornehmste katholische Geistliche aus der Stadt zu dieser Feyer und hörte diese Reden mit an. Gefallen konnten sie ihm freylich nicht, wenn die Grundsätze seiner Kirche — die jetzt leider! auch die Grundsätze so manches geistlichen protestantischen Collegiums sind! — auch die seinigen waren. Daran ließ er es aber noch nicht genug seyn. Er verklagte den Rektor seiner beleidigenden Reden wegen, und diesem soll es auf diese Anklage anbefohlen seyn, sich künftig aller, den katholischen Geistlichen mißfälligen Materien zu enthalten, oder: gewärtig zu seyn, daß man ihm diese Schulfeyer, — und diese ist

ein Hauptaccidenz des Rektors — gänzlich untersagen werde. Wahrlich! sagte Christus, wo man nicht erlauben will etwas vernünftiges zu sagen, so lange es noch den Unvernünftigen ein Aergerniß ist, da sollte man allen Gebrauch der Vernunft gerade zu auf immer verbieten.

Bey dem größten Theile der Menschen würkt der Unterricht bey weitem nicht so viel, als das Beyspiel. Wenn nun, dachten unsere Wanderer, auch der Unterricht in der Religion, und die Anstalten durch welche Religionskenntnisse verbreitet werden sollen, hier noch sehr tadelnswürdig sind, so wird der daraus entspringende Schade vielleicht durch das gute Beyspiel der Religionslehrer wieder gut gemacht. Sie freuten sich daher herzlich als sie hörten, daß man an dem Betragen der mehresten derselben wenig tadelte. Und sie konnten diesem Urtheile um so mehr trauen, da der größte Theil der Menschen so begierig ist, bey den Geistlichen auch das Tadelnswürdig zu finden, was man jedem andern für erlaubt hält. — Aber über einen der hiesigen Geistlichen gieng es noch in allen Gesellschaften scharf her, und fast jeder wußte immer etwas neues zu erzählen, wodurch sich dieser Mann verächtlich oder lächerlich gemacht hatte. Und diesen Mann persönlich kennen zu lernen, hatten unsere Wanderer bald darauf Gelegenheit. Wie sie ihn fanden und einiges von dem, was

sie von ihm erzählen hörten, will ich doch meinen Lesern mittheilen und sie denn selbst urtheilen lassen, ob durch das einstimmige Urtheil, welches man über ihn fällte, ihm Unrecht geschehen oder nicht.

Eines Tages giengen unsere Wanderer mit einem ihrer hiesigen Freunde, den wir Herr Y. nennen wollen, vor einem kleinen Landhause vorbey, das dem vorerwähnten Prediger zugehörte, und auf welchem er die Stunden zubrachte, die er von Rechtswegen auf solche Arbeiten hätte verwenden sollen, die ihn geschickter gemacht hätten sein Amt besser zu verwalten, als es jetzt geschahe. Der Prediger stand eben vor der Thür, und besahe mit einigem Wohlgefallen eine große Quantität Holz, die er aus dem Walde hatte anführen lassen. — Herr Y. der diesen Prediger kannte, trat hinzu; und so fing sich unter ihnen folgendes Gespräch an:

Herr Y. Was wollen sie mit allem diesem Holz machen, Herr Prediger? Sie bekommen ja mehr königliches Holz als sie verbrauchen können. Sie haben ja sonst noch jährlich davon verkauft und jetzt kaufen sie selbst?

Pred. Ich werde kein Narr seyn, und das Holz was ich bekomme, verbrennen. Ich kann es theuer verkaufen und dies kostet mir eben nicht viel.

Herr

Herr Y. Vermuthlich haben sie es also von einem Freunde gekauft und der hat es ihnen halb geschenkt.

Pred. Da irren sie sehr. — Ich würde schön ankommen, wenn ich mich auf die Geschenke meiner Freunde verlassen wollte. Ja, nehmen wollen sie alle, aber geben mag keiner. — Ich habe es auch gar nicht nöthig, auf Geschenke zu warten. Ich verstehe noch meinen Kopf zu gebrauchen. — Ich bin nicht wie die andern Prediger, die mit dem zufrieden sind, was sie bekommen und sich weiter nichts zu verdienen suchen.

Hr. Y. Wie haben sie es denn aber gemacht?

Pred. Ich habe von dem Besitzer eines benachbarten Waldes eine Parthie Strauch gekauft. Wenn ich aber meinen Knecht nach diesem Strauch schicke, so gebe ich ihm immer eine Flasche Brandtwein und ein Biergeld für den Waldwärter mit, und der giebt mir denn solch schönes stämmiges Holz wie sie hier sehen, und bloß von oben wird es mit Strauch bedeckt.

Hr. Y. Da thun sie ja aber dem Eigenthümer des Waldes Schaden, und verleiten seine Untergebene zur Untreue.

Pred. Ja! wenn sie so denken, so werden sie in der Welt nicht weit kommen. Meine Vorfahren dachten auch so wie sie; die haben aber auch auf meiner jetzigen Stelle, die damals auch nicht viel einträglicher war, nichts vor sich

ge-

gebracht. Es waren aber auch keine Wirthe, wie ich; sonst hätten sie sich eben so gut ein Landguth kaufen können, wie ich.

Ch. Aber erlauben ihnen ihre Amtsgeschäfte wohl so viel Zeit, sich mit der Aufsicht über ihre Landwirthschaft gehörig abzugeben?

Pred. Wissen sie nicht, daß die Landprediger fast überall ihre Landwirthschaft haben? Warum sollte ich mich dann nicht damit abgeben?

Ch. Ich weiß dies wohl. Und da ich Theologie studiere, so kann ich wohl selbst einmal in den Fall kommen, auf die Einkünfte des Ackers angewiesen zu werden. Ich würde ihn aber verpachten, um desto mehr Zeit auf meine Amtsgeschäfte verwenden zu können.

Pred. Das wäre wohl sehr unklug. Die Amtsgeschäfte bringen nicht viel, und das Festgesetzte muß ihnen doch werden. Und was wirds ihnen helfen, wenn sie ihr Amt auch noch so gut verwalten, und dabey Noth leiden müssen. Folgen sie mir! Nehmen sie bey Zeiten guten Rath an. — Kommen sie, ich muß ihnen doch auch meine Ochsen zeigen.

Und nun führte er sie überall herum, und machte sie mit dem Preise, mit den Vorzügen und der Geschichte eines jeden Ochsen bekannt. Sie fanden an dieser Unterhaltung kein sonderliches Behagen, und sagten es gerade heraus. Da wurde denn der Prediger entsetzlich böse. Er

schalt

schalt ihre Unbesonnenheit, und versprach es ihnen im voraus, daß sie es künftig einmal sehr bedauren würden, wenn sie es nicht eben so machen würden, wie er es machte.

Joh. Sie haben nicht Ursache so ungehalten zu seyn. Ich denke es ist eine ausgemachte Wahrheit, was Sirach sagt: Wie kann der der Lehre warten, der pflügen muß, und der gerne die Ochsen mit der Geissel treibet, und mit dergleichen Werken umgehet, und weiß nichts denn von Ochsen zu reden? — Und nun giengen sie weg.

Herr Y. erzählte ihnen nachher noch allerley von diesem Manne, wodurch er in ihren Augen noch verächtlicher wurde. Z. B. wenn nur eine oder zwey Personen bey diesem Prediger zur Beichte kämen, so ließ er sie wieder nach Hause gehen, weil das wenige Beichtgeld, welches er von ihnen zu erhalten Hoffnung habe, seiner Meynung nach, ihm die Zeit nicht bezahle, die er auf seinem Landguthe vortheilhafter anzuwenden hoffe. Um aber diesen Verlust doch auch nicht ganz einzubüßen, habe er ihn einmal auf folgende Art zu ersetzen gesucht. Er ist Hospitalsprediger, und die Vorsteher des Hospitals müssen ihm, nach den Gesetzen des Hospitals, für die Hospitaliten welche bey ihm gebeichtet haben, vierteljährig für so viel Personen als er angiebt, das festgesetzte Beichtgeld bezahlen. Nun

hatte er aber einmal diese Rechnung so groß gemacht, daß die Vorsteher auf den ersten Anblick sahen, sie müsse falsch seyn. Sie untersuchten die Sache genauer, und fanden ihre Vermuthung bestätigt. Sie schickten hierauf zum Prediger, um eine andere Rechnung zu fordern. Diese zu geben schämte er sich, und so erhielt er für dies Vierteljahr nichts.

Wie kann ein solcher Mann sagte Christus, gute Gesinnungen befördern, der zur Befriedigung seines Eigennutzes die schändlichsten, niederträchtigsten Wege einschlägt. — Warlich! so etwas sollte doch eher einen Prediger zur Verwaltung seines Amtes untüchtig machen, als ein Mangel an der sogenannten Rechtgläubigkeit.

Den folgenden Tag erhielten unsere Wanderer ein Schreiben von einem jungen Manne, mit welchem sie in Königsberg als vertraute Freunde gelebt hatten. Dieser lebte jetzt auf einem Landguthe, welches er sich in Pommern gekauft hatte, und bat sie dringend zu ihm zu kommen, und einige Zeit bey ihm zu bleiben. Dies Anerbieten war ihnen zu angenehm, als daß sie es hätten ausschlagen sollen. Sie beschleunigten also ihre Abreise aus Elbing, und setzten dazu den nächsten Morgen an. Ehe sie aber nach Danzig giengen, machten sie — da Witterung und Weg ihre Wanderung begünstigte — noch einen

Umweg über Marienwerder und Marienburg, — auf welchem wir sie jetzt begleiten wollen.

Fünftes Kapitel.

Reise über Marienwerder und Marienburg nach Danzig.

Unsere Reisenden fanden das Wirthshaus in dem Dorfe, in welchem sie ihr Nachtquartier halten wollten, schon so besetzt, daß sie nicht mehr darin aufgenommen werden konnten. Sie wurden also — als Standespersonen — an den Prediger verwiesen. Was war zu thun? So ungerne sie auch sonst unbekannte Geistliche zu besuchen pflegten, weil sie sich schon oft in ihrer Erwartung von ihnen betrogen hatten, so wagten sie es doch diesmal auf die Gefahr unfreundlich aufgenommen zu werden, weil sie auf jeden Fall einige Beobachtungen anzustellen hoften, die ihnen über den Zweck ihrer Reise einiges Licht geben könnten.

Ein Glück für sie, daß sie auf keine freundschaftliche Aufnahme gerechnet hatten; denn in

dem ganzen Betragen ihres Wirthes war es zu sehen, wie sehr er ihnen alles mißgönnte, was er ihnen, die er doch nun einmal als seine Gäste angenommen, mittheilen mußte. — Sie fanden hier noch mehrere Prediger beysammen, die eben in einem Gespräche über die jetzigen Feinde der Religion begriffen waren, in welchem sie sich auch, nachdem sie unsere Wanderer erst eine Weile mit neugierigen Augen beguckt hatten – nicht stören ließen. Einer der Herren führte darauf als einen Gegner der Religion den bekannten Doktor und Oberhofprediger Stark an.

Was, schrie ein anderer, den Kerl nennen sie Stark? — Schwach nenne ich ihn — Schwach muß er heißen!

Auf solche Weise gieng es eine Weile fort. Alle berühmte Männer, die sich in neuern Zeiten bemüht haben, das Christenthum von den unreinen Schlacken zu sondern, die man seit langen Zeiten mit denselben vermengt, um es in seiner ersten Reinigkeit herzustellen, wurden hier, einer nach dem andern auf eine ähnliche Art wie Stark, zu Boden geschlagen, — wie die hier versammelten Herrn meynten. — Endlich stimmten alle in die Klage ein, die der Wirth unserer Reisenden anhub: daß jetzt die Geistlichen so verachtet würden! Und dieß meynte er käme bloß von den neuen aufgeklärten Predigern

her, die selbst nichts aus der Religion machten, und die das, was sie noch davon beybehielten, auf eine so gemeine — er wollte vermuthlich sagen populäre — Art vortrügen, daß jetzt der gemeinste Bauer mit leichter Mühe eben so viel wissen könnte, als sein Prediger.

Wollte Gott! dachte hier Christus für sich, daß erst die Zeit da wäre in welcher die Prediger in ihren Vorträgen, auf alle die Religionskenntnisse Verzicht thäten, die sie nicht auch dem Bauer — wenn er sonst nur gesunden Menschenverstand hat — mittheilen könnten.

Verzeihen sie, meine Herren, sagte Johannes, daß ich mich als ein Fremder in ihre Unterredung mische. Sie klagen, wie ich höre, über die Verachtung, in welcher die Geistlichkeit in unsern Tagen stehet. Ganz ungegründet sind diese Klagen wohl nicht. Aber das ist doch auch nicht zu leugnen, daß auf der einen Seite ein großer Theil diese Achtung durch Unwissenheit und schlechtes Betragen selbst verscherzt; auf der andern Seite aber vernünftige und rechtschaffene Geistliche auch jetzt noch immer — vielleicht mehr als sonst — den Beyfall der besten Menschen, als Lohn ihres Fleißes und ihrer Rechtschaffenheit davon tragen.

Pred. Schulz. (Dies war der Wirth unserer Peripathetiker). Sagen sie das nicht. Ich weiß aus eigener Erfahrung besser davon zu

reden. Ich habe meine Dogmatik und Polemik, Symbolik und Casuistik gewiß besser im Kopfe, als alle die neuern Theologen, von denen man so viel Wesens macht; meine jetzige Gemeine ist nun schon die dritte, bey der ich als Prediger stehe; aber bey jeder habe ich bemerkt, daß die Geschenke mit den Jahren immer mehr abnehmen. — Ist dies nicht ein Beweiß, daß die Geistlichen immer weniger geachtet werden?

Joh. merkte aus dieser Antwort, daß die Klagen des Predigers aus einem unbefriedigten Eigennutz herrührten; er wollte sich dies aber nicht merken lassen, sondern antwortete: dieser Beweiß scheint mir doch noch nicht hinlänglich. Man kann ja wohl die größte Achtung für Jemand hegen, ohne dies eben durch Geschenke zu zeigen?

Pred. Sch. Nein, nein! Glauben sie das nicht. — Die Leute können jetzt aber aus Büchern so viel lernen und da glauben sie den Prediger nicht mehr nöthig zu haben.

Ch. Bey einigen Mitgliedern der Gemeine mag dies freylich bisweilen der Fall seyn; aber überall und allgemein kann er doch nicht eintreffen. — Wenn der Laye sieht, daß er weitere Fortschritte in Kenntnissen und im eigenen Denken macht als sein Prediger, so kann ihn dies freylich nicht mit Achtung gegen denselben erfüllen. Wenn aber der Prediger nur nicht auf

der

der Stufe seiner Einsichten stehen bleibt, auf welcher er bey dem Eintritte in sein Amt stand, so muß es ihm doch in den mehrsten Fällen leichter werden, Fortschritte zu machen, und mit den herrschenden Kenntnissen seines Zeitalters bekannt zu werden, als irgend einem Mitglied seiner Gemeinte.

Joh. Aber auch selbst in dem Falle, daß ein Prediger in manchen Kenntnissen, die man mit Recht von ihm fordern konnte, nicht so stark war, als manche seiner Gemeindeglieder, habe ich doch gesehen, daß er von allen mit der größten Achtung behandelt wurde — selbst von denen, die seine Predigten nicht hören mochten — wenn nur sein moralischer Charakter gut war. Sich diesen zu verschaffen kommt es doch auf jeden selbst an. Die mehresten Geistlichen also, die über Verachtung klagen, werden sich dieselben wohl durch ihr Betragen zugezogen haben, das den Vorschriften der Religion, welche sie andern predigten, ganz entgegen war.

Die Amtsbrüder des Prediger Schulz — so wie er selbst — schienen nicht Lust zu haben, diese Gedanken weiter aus einander setzen zu hören; vermuthlich weil sie befürchteten, hie oder da getroffen zu werden. Sie fiengen also von ihrer Wirthschaft an zu sprechen. Und in diesem Gespräche war es deutlich zu sehen, daß

sie alle von dem Geiste des Eigennutzes beherrscht wurden.

Als Christus und Johannes den andern Morgen ihr Nachtquartier verlassen hatten, sagte der Erstere:

Die allgemeinen Klagen über den Geiz der Geistlichen scheinen doch nicht so ganz ungegründet zu seyn. Unter zehn wird man kaum einen finden der damit nicht behaftet ist..

Joh. Ich glaube dies geht auch ganz natürlich zu. Die Einkünfte der mehresten Prediger sind sehr gering. Eignes Vermögen haben die wenigsten; denn gewöhnlich lassen nur arme Leute ihre Kinder Theologie studiren. — Und was das übelste ist, so besteht die größte Einnahme der Geistlichen in Accidenzien. Nun ist es bekannt: daß, je kleiner die Summen sind, in welchen jemand seine Einkünfte zu heben hat, er desto mehr zum Geitze verleitet werde. Da nun überdem die Accidenzien der Prediger nicht alle Jahr gleich sind, so suchen sie so bald als möglich so viel einzunehmen, als sie im vorigen Jahre einnahmen. — Für die Wittwen der Prediger ist auch an den wenigsten Orten gesorgt, — ist es nun wohl einem Manne so sehr zu verdenken, der bey einem kümmerlichen Einkommen, nicht nur für die Erhaltung der Seinigen bey seinem

Leben, sondern auch nach seinem Tode sorgen will, wenn er geitzig wird?

Ch. Es ist doch traurig, daß man von Seiten der Landesobrigkeit — die sich doch sonst so oft unbefugter und unrechtmäßiger Weise in Religionsangelegenheiten mischt, — nicht auf Mittel denkt, diesem Uebel abzuhelfen, daß der Achtung für den geistlichen Stand, und den Lehren welche derselbe unter den Menschen verbreiten soll, gewiß mehr Abbruch thut, als die vernünftige Behandlung der Religionsmeynungen, die so scharf verboten wird. — Und wie leicht könnte dies geschehen, wenn man den Predigern bestimmte Gehalte gebe, von welchen sie anständig leben könnten, und alle Accidenzien aufhöbe, oder dieselbe wenigstens in eine andere Kasse zahlen ließe. Und könnte man denen, in treuer Verwaltung ihres Dienstes alt und schwach gewordenen Predigern nicht mit eben so vielem Rechte Pensionen geben, als man sie Militairpersonen giebt, die oft nichts anders gethan, als in Friedenszeiten ihre Untergebene unmenschlich behandelt, den arbeitsamen Bürger betrogen, Weiber und Mädchen verführt und im Kriege geraubt, gebrannt und gemordet haben?

Joh. Dies würde wohl geschehen, wenn die Geistlichen nur eben so brauchbar wären, die Raubbegierde der Regenten zu befriedigen, als es Militairpersonen sind. — Aber bey aller

anscheinenden Achtung, die manche Regenten für die Religion heucheln, kann es ihnen doch warlich! damit nicht ein Ernst seyn, da sie alle Vorschriften derselben so gröblich übertreten. Es ist also auch wohl nicht zu erwarten, daß von ihnen her, die Lage der Geistlichen verbessert werden sollte, so, daß diese ohne Nahrungssorgen, ihre Amtsgeschäfte, die doch gewiß! wenn sie gehörig betrieben werden sollen, nicht die leichtesten sind, mit heiterm Geiste verwalten können.

In Marienwerder wollten unsere Wanderer einige Nachrichten einziehen, ob die dortige Examinationscommission, ihr Geschäfte auch so treulich verwalte, als es dem ihr geschehenen Auftrage gemäß war. Dies zu erfahren hatten sie noch den Abend bey ihrer Ankunft Gelegenheit. In dem Gasthofe nämlich wo sie einkehrten, fanden sie zwey neue Kandidaten, die eben den Tag ihr Examen vor der Examinationscommission überstanden hatten. Der eine war darüber sehr erfreut, der andere aber schien ärgerlich. Woher dieser Unterschied rührte, wird sich aus folgenden Gesprächen zeigen.

Kand. A. (zu Kanditat B). Lustig Brüderchen! Wir wollen uns auf die heutige Angst etwas zu gut thun. — Ich weiß gar nicht was dir im Kopf steckt. Du bist so gut bestanden, und bist doch so ärgerlich?

Kand. B. Eben das ist mir ärgerlich, daß ich so gut bestanden bin.

Kand. A. Das klingt sonderbar. Also wäre es dir lieber nicht bestanden und abgewiesen zu seyn?

Kand. B. Beynahe. Ich hätte dann nicht nöthig gehabt mich vor mir selbst zu schämen.

Kand. A. Was ist denn da zu schämen. Wir haben ja alles beantwortet was wir gefragt wurden. Und mit unsern Ausarbeitungen war man ja auch zufrieden.

Kand. B. Freylich war man das jetzt. Aber ich weis gewiß, man würde es nicht gewesen seyn, hätte ich das gesagt, was ich glaubte und nicht das, wovon ich wußte, daß man es verlangte.

Kand. A. Aber denn würdest du auch jetzt weder Kandidat, noch künftig Prediger geworden seyn. Und was hättest du denn anfangen wollen, da du doch weiter nichts gelernt hast, als was du dazu brauchst. Nein! so genau nehme ich es nicht. Ich antworte und lehre was man haben will. Dafür werde ich auch künftig bezahlt.

Kand. B. Aber Unrecht bleibts doch immer wenn man heuchelt.

Kand. A. Das ist nicht unsere Schuld. Wenn die Obrigkeit es so haben will, so muß man gehorchen. Mag sie es auch verantworten.

Kand. B. Das will mir noch nicht so recht einleuchten. — Was meynen sie meine Herrn. Sie studieren ja auch Theologie. Wie denken sie es bey ihrem künftigen Examen zu machen?

Ch. Wir werden auf keinen Fall etwas wider unsere Ueberzeugung sagen. Ich fürchte auch nicht, daß man uns dies übel nehmen sollte.

Kand. B. Das könnte doch leicht kommen. Und wenn sie mit den Vorschriften bekannt sind, die unsere Examinatoren zu befolgen haben, so können sie leicht beurtheilen, daß sie gewiß nicht durchkommen werden, wenn sie auf alle Fragen vernünftig antworten, und die aufgegebenen Ausarbeitungen vernünftig behandeln.

Joh. Wir sind mit den hiesigen Einrichtungen nicht so genau bekannt, aber das denke ich, können wir doch wohl gewiß hoffen, daß man nicht von uns verlangen wird, wir sollten künftig unvernünftige Religionslehrer seyn?

Kand. B. Und doch ist dies der Fall. Allen Vernunftgründen, deren sie auch noch so viel für ihre Meynung haben können, setzt man Meynungen der Vorzeit, symbolische Bücher, Religionsedikte und dergl. entgegen. Weichen sie nun in ihren Antworten von diesen Büchern nur ein Haar breit ab, so werden sie abgewiesen.

Ch. Ich kann mir von einem solchen Examen gar keinen Begriff machen. Ich wünschte daher, sie erzählten mir zur Erläuterung etwas von dem ihrigen. Vielleicht wird mir denn das, was sie mir vorhin sagten, deutlicher.

Kand. B. Herzlich gerne. Wir haben z. B. eine Aufgabe bekommen, in welcher wir die Frage beantworten sollten: Ob Gott auch wohl einen Unschuldigen für schuldig, und einen Schuldigen für unschuldig ansehen könne?

Ch. Nun die Beantwortung dieser Frage — die mir freylich sehr überflüßig scheint — ist doch gewiß nicht schwer. Ich dächte, jeder vernünftige Mensch, der nicht eine Gotteslästerung sagen will, könnte nichts anders darauf antworten, als: Nein!

Kand. B. Jeder vernünftige Mensch sagen Sie, und da haben Sie recht. Sie scheinen aber vergessen zu haben, daß man hier keine vernünftige Antworten verlangt. Wir mußten diese Frage bejahend beantworten. Denn Gott, so sagte unser Examinator, sahe Christum, der doch gewiß unschuldig war, für schuldig an; und die Menschen, die wegen ihrer Erb- und würklichen Sünden mit großen Schulden belastet sind, sieht er um Christi willen für unschuldig an.

Ch.

Ch. Genug, genug! Ich mag weiter nichts hören. Ich bin itzt vollkommen überzeugt, daß man seine Vernunft zu Hause lassen müsse, wenn man in einem solchen Examen bestehen will.

Joh. Aber wie war es möglich, daß Sie diese Frage so beantworten konnten, wie es verlangt wurde? Offenbar redeten sie hier doch wider ihre eigene Ueberzeugung?

Kand. B. Das macht mich eben itzt so ärgerlich, daß ich das gethan habe. Freylich kann mich meine Lage in etwas entschuldigen, aber mich gänzlich zu rechtfertigen, ist sie, wie ich glaube, doch nicht im Stande. Urtheilen sie selbst. Meine Eltern haben mich mit vielen Kosten auf der Akademie einige Jahre unterstützt. Nun wollen sie doch auch sehen, wie ich meine Zeit angewandt. Werde ich aber hier abgewiesen, so glauben sie, ich habe nichts gelernt; und wie sehr würde sie dies betrüben. Ich soll itzt ferner für meinen künftigen Unterhalt selbst sorgen, werde ich aber hier abgewiesen, so ist dies unmöglich. Ich kann mir denselben nur durch Unterricht der Kinder erwerben; aber auch dieser ist mir nicht erlaubt, wenn ich im Examen nicht bestehe. Endlich, dachte ich, ich werde mir künftig Mühe geben, in meinem Unterrichte der Kinder, und in meinen Predigten die Religionswahrheiten so vorzutragen, wie ich glaube,

daß

daß man sie vortragen muß, wenn sie gute Gesinnungen hervorbringen und erhalten sollen. Vielleicht kann ich dann doch manches Gute stiften, was ein anderer an meiner Stelle nicht gestiftet haben würde. Dies alles habe ich mir, wie ich ihnen schon vorhin sagte, zu meiner Entschuldigung angeführt; es hat mich aber doch nicht ganz beruhigt.

Ch. Ihre Lage ist in der That sehr übel. Ich für mein Theil entschuldige sie mit derselben auch gerne. — Aber Unrecht haben sie doch immer gethan, indem sie wissentlich eine Unwahrheit sagten, und diese für ihre Ueberzeugung ausgaben. Sie sind auf einem sehr gefährlichen Wege, und ich rathe ihnen, bey der Achtung, die sie sich selbst schuldig sind, denselben nie mehr zu betreten, mag auch daraus entstehen, was da wolle. Der Wahrheit wegen muß man alles aufopfern! Würde dieser Grundsatz — der doch der Grundsatz jedes Menschen seyn muß, der auf Rechtschaffenheit Anspruch macht — allgemein angenommen und befolgt, so würde die Wahrheit gewiß bald über alle Examinationskommissionen, symbolische Bücher, Religionsedikte u. dgl. siegen.

Joh. Schande und Verachtung aber den Verächtern der Vernunft, die dieselbe auch aus dem Gebiete der Religion vertreiben und dagegen ein Reich der Unvernunft errichten wollen.

Schan-

Schande und Verachtung über sie, daß sie diejenigen, die Lehrer der Wahrheit seyn sollten, zur Heucheley zwingen.

Ch. Warlich! Wo noch solche Examinationskommissionen errichtet und geduldet werden, da ist das Reich Gottes noch fern von den Menschen!

Nach dieser Unterredung beschlossen Christus und Johannes, daß sie sich in Berlin selbst vor die Examinationskommission stellen, und versuchen wollten, ob es nicht möglich wäre mit vernünftigen Antworten und Ausarbeitungen durchzukommen; oder, im Fall dies nicht möglich seyn sollte, die heuchlerischen Mitglieder dieses Kollegiums zu entlarven, und sie zu demüthigen. Den Erfolg dieses Versuchs werden meine Leser am gehörigen Orte erfahren.

Als unsere Reisenden den andern Morgen früh weg wollten, sagte Kandidat A. zu ihnen:

Sie werden doch nicht schon itzt wegreisen? Sie können ja heute hier einem Auftritte beywohnen, den sie vielleicht noch nicht gesehen haben, und auch wohl nicht so bald Gelegenheit haben werden, ihn anderswo zu sehen.

Joh. Und der ist?

Kand. A. Es wird heute hier ein Mensch enthauptet werden, der eine Frauensperson, die

er

er vorher geschwängert hatte, gewaltsamer Weise ums Leben gebracht.

Joh. Der Bösewicht! — Aber wie kommt man dazu, ihn dieser Verbrechen wegen mit dem Tode zu bestrafen.

Kand. A. Weil er ihn nach den Gesetzen verdient hat!

Joh. Aber wie kann man solche Gesetze gelten lassen, die einem andern Menschen das Leben absprechen.

Kand. A. Halten sie es denn für so wenig strafbar, wenn ein Mensch einen Mord begeht?

Joh. Gerade das Gegentheil. — Allerdings verdient dies Verbrechen eine große Strafe. Ich denke aber, man bestraft den Mörder doch deshalb, weil er etwas that, wozu er kein Recht hatte, nämlich: einem andern Menschen das Leben zu nehmen. Und doch thut hier die Obrigkeit dasselbe. Hat sie denn mehr Recht dazu als ein anderer?

Kand. B. Sie scheinen mir sehr wider die Todesstrafen zu seyn; ich bin es gewiß auch. Aber gerne möchte ich doch ihre Gründe hören. Denn bis jetzt hat mir die Unrechtmäßigkeit der Todesstrafen wohl dunkel vorgeschwebt, aber — dies muß ich aufrichtig gestehen, bis zu einer deutlichen Ueberzeugung bin ich noch nicht gekommen.

Joh. Meine Gründe dagegen will ich ihnen gerne mittheilen; und ich hoffe sie werden sie überzeugend finden. Meine vornehmster Beweis ist der: Jeder Mensch hat gewisse unveräußerliche Rechte, die er, unter keiner Bedingung, an andre abtreten kann; z. B. das Recht sich zu vervollkommnen, oder bestimmter zu reden: vernünftiger zu werden. Rechte aber, die der Besitzer selbst nicht abtreten kann, können ihm auch von andern nicht anders als unrechtmäßiger Weise entzogen werden. Wer aber jemanden das Leben nimmt, raubt ihm natürlicher Weise auch den Gebrauch des Rechtes, vernünftiger zu werden. Also ist jeder Todschlag — gesetzmäßig oder nicht ist hier einerley — moralisch unrecht.

Kand. B. Ich weiß dagegen nichts zu sagen.

Kand. A. Durch Todesstrafen benimmt man aber doch dem Missethäter keinesweges das Recht vernünftiger zu werden, weil er im Leben nach dem Tode, und vielleicht noch besser davon Gebrauch machen kann.

Joh. So lange die Fortdauer der Seele nicht demonstrirt, sondern nur geglaubt werden kann, und also auch nur subjektive wenn gleich für jeden moralisch guten Menschen unumstößliche Gewißheit hat, so lange — und dies kann nie geschehen — ist jener Einwurf noch nicht hin-

länglich, die Rechtmäßigkeit der Todesstrafen darauf zu gründen, weil man nicht auf geglaubte, sondern bewiesene Sätze Handlungen gegen andre gründen muß.

Kand. A. Kann sich aber nicht ein Mensch durch grobe Laster, wie z. B. durch Mordthaten des Lebens unwürdig machen? Und hat alsdenn nicht die Obrigkeit das Recht ihm dasselbe zu nehmen?

Joh. Auf ihre erste Frage antworte ich: Ja. Allerdings macht sich ein Mensch durch Laster — sie mögen groß oder klein seyn, des Lebens unwürdig. Aber doch nur für den Zeitpunkt desselben, in welchem er diese Laster begieng, und nicht für die ganze Zukunft; denn er kann sich ja bessern, und aus diesem Grunde muß ich auch ihre zweyte Frage verneinen. Denn kein Richter kann mit Gewißheit behaupten, daß ein Missethäter für die ganze Zeit seines Lebens ein Bösewicht bleiben werde. Alles also was die Obrigkeit, wenn sie dies befürchtet, thun kann, ist: zu verhindern, daß derjenige von dem sie eine so schlechte Meynung hat, nicht mehr dergleichen Uebelthaten begehen kann. Und dies ist ja wohl möglich ohne ihm das Leben zu nehmen.

Kand. A. Wissen sie aber nicht, daß es ein altes überall angenommenes und befolgtes Gesetz ist: Wer Menschenblut vergeußt, des Blut soll wieder vergossen werden?

Joh. Ich weiß dies wohl; aber das Daseyn eines Gesetzes, beweiset noch keinesweges seine Rechtmäßigkeit; obgleich diese Art zu beweisen häufiger gebraucht wird, als sie gebraucht werden sollte.

Kand. A. Aber es müssen doch Strafen da seyn, wodurch andere die ähnliche Laster, z. B. Mordthaten begehen möchten, abgeschreckt werden? Und in dieser Absicht hat man die Todesstrafen noch immer am wirksamsten befunden.

Joh. Wir reden hier nicht von der Nützlichkeit der Todesstrafen für einen Staat, sondern von ihrer Rechtmäßigkeit. Kann man die letztere nicht beweisen, und dies ist, nach den vorhin von mir geführten Gegenbeweisen, unmöglich, so kommt die Nützlichkeit in keine Betrachtung. Denn man soll ja nichts böses thun, damit Gutes heraus komme. Man verehrt zwar in einigen katholischen Gegenden den Crispinus, der das Leder stahl, um den Armen davon Schuhe zu machen, als einen Heiligen; aber die hiesige Obrigkeit — die freylich bey den Todesurtheilungen zur Abschreckung anderer nicht besser handelt — würde ihn, und zwar mit allem Rechte, als einen Dieb bestrafen.

Ch. Selbst wider die Nützlichkeit der Todesstrafen läßt sich noch viel einwenden. Durch einen Mord wird ein Mensch für die menschliche

Gesellschaft unbrauchbar gemacht. Das ist nicht zu leugnen. Durch die Todesstrafe macht man aber auch noch den zweyten unfähig ihr nützlich zu werden. Wäre es also nicht der Natur des Verbrechens gemäßer, wenn man den Mörder Zeit seines Lebens zu Arbeiten anhielte, deren Nutzen der Familie des Ermordeten, oder wenn sich keiner von derselben finden sollte, der diesen Nutzen annehmen wollte, der übrigen menschlichen Gesellschaft zu gut käme. Könnte man z. B. den Mörder nicht bey solchen Arbeiten gebrauchen, die mit wahrscheinlicher Lebensgefahr verknüpft sind und dergl. — Auch das ist noch nicht ausgemacht, daß die Menschen sich durch den Anblick der Todesstrafen am mehresten von solchen Verbrechen abhalten lassen, auf welche diese Strafe gesetzt ist. Zum Beweise dieser Behauptung brauche ich ihnen hier nur England anzuführen.

Während diesem Gespräche sammelte sich eine große Menge Menschen auf der Straße zusammen, die alle dem gräßlichen Schauspiele beywohnen wollte, welches ihnen heute, wie sie glaubten, die Gerechtigkeit geben würde. — Christus fuhr daher fort:

Sehen sie nur her, wie begierig man sich drängt, einen Auftritt zu sehen, der höchstens im Lande der Cannibalen verzeihlich wäre, weil man da doch wenigstens das Fleisch des Hinge-

richteten verzehren würde. Aber was soll man dazu sagen, wenn die Obrigkeit in einem Lande, in welchem man die größte Achtung für seinen Nebenmenschen zu haben vorgiebt, in welchem man über die Rechte des Menschen so viel schönes und gründliches zu sagen weiß, in welchem eine Religion herrschend ist, die die reinste Menschenliebe predigt, in welchem die größten Philosophen aus Europa ein neues Gesetzbuch verfertiget haben, in welchem ein Kant lebt — wenn die Obrigkeit in einem solchen Lande, und leider! nach den eingeführten Gesetzen, sich an einem der heiligsten Rechte des Menschens, an dem Rechte seiner Vervollkommnung so öffentlich versündigt? — Man verabscheue, man bestrafe immerhin den Mörder; — aber man handle nicht so ungerecht gegen ihn, als er gegen den Ermordeten handelte. — Könnte man den Schaden berechnen, der aus einem solchen Vorfalle, wie der heutige für die Moralität der Zuschauer entsteht, er müßte entsetzlich seyn. Achtung für die Menschheit ist und wird immer eine Hauptstütze menschlicher Tugend bleiben. Wie wird aber diese Stütze sinken, wo man sie durch einen öffentlichen Mord — denn dies bleibt er, auch wenn er gesetzmäßig ist — niederreißt. Warlich! zeigten die Richter menschlicher Handlungen — auch selbst bey den härtesten Bestrafungen — mehr Achtung für die Würde

de der Menschheit; ehrten sie selbst die unveräusserlichen Rechte des Menschen, auch an dem größten Uebelthäter, der Verbrechen würden gewiß weit weniger begangen werden, als jetzt. Wie soll aber der gemeine Mann Achtung für die Menschheit haben, wenn seine Obrigkeit sie nicht hat? Strafen werden nie alle Laster vertilgen, wenn man die Quellen nicht verstopft aus denen sie entspringen. Man lehre — statt der alle Moralität verderbenden Irthümer von der Erbsünde, von dem gänzlichen Unvermögen zum Guten; — die Menschen, so bald sie dieses Unterrichts fähig sind, die Würde der Menschheit im Allgemeinen und in ihrer eigenen Person kennen und fühlen, man lehre sie derselben gemäß handeln, man bezeige ihr selbst in allen Stücken die gebührende Achtung; und bald wird man aller Galgen und Räder, — dieser Schandsäulen des menschlichen Geschlechts nicht mehr bedürfen.

Kand. B. Ich ehre ihren Eifer für die Würde der Menschheit und stimme ihnen völlig bey. Mir fällt aber noch ein Nachtheil der Todesstrafen ein, welchen anzuführen sie vergessen haben. — Gewöhnlich wird dem Delinquenten eine Zeit lang vor seinem Tode ein Prediger zugeschickt, der ihm zu seinem Ausgang aus der Welt vorbereiten soll. Dieser Prediger begleitet denn auch den Missethäter unter Gebet und

Gesang zu seinem Richtplatze. Hieraus entstehen nun mancherley Nachtheile. Das Mitleid mit dem Schicksale des Delinquenten überwiegt nun das Gefühl für die Strafwürdigkeit seines Verbrechens. — Und unter allen Zuschauern, die nicht ausgenommen, die ein großes Vergnügen an Hinrichtungen finden, würde itzt gewiß kein einziger das gefällte Urtheil vollziehen lassen, wenn es auf ihn ankäme, da durch die Besuche des Predigers der Mörder, oder was es sonst für ein Verbrecher seyn mag, das Ansehen eines frommen Menschen erhält. Ferner wird durch alles das die irrige Meynung genährt, als sey der Besuch eines Predigers, und eine Vorbereitung zum Tode durch Gebete und Gesang, ein unfehlbares Mittel, alle begangene Missethaten gut zu machen. Und so kommts denn bisweilen, wie mir davon einige zuverlässige Beyspiele bekannt sind, daß mancher ein Mörder wird, um eben so schön und selig zu sterben. So wird oft durch Todesstrafen dasselbe Verbrechen befördert, welches man dadurch verhindern wollte.

Itzt wurde der Lärm und das Gedränge von Menschen auf der Straße immer größer, denn der Delinquent war schon im Anzuge. Unsere Wanderer berichtigten in der Geschwindigkeit ihre Rechnung, und machten, daß sie aus der Stadt kamen.

O Gerechtigkeit! sagte Johannes im Weggehen, man hat dir zwar in diesem Lande die Binde von den Augen genommen *), aber noch scheinst du von dem ungewohnten Lichte geblendet zu seyn; und durch den Anblick so vieler neuen Gegenstände am Denken gehindert zu werden; wie könntest du sonst die Verletzungen der heiligsten Menschenrechte so geruhig ansehen!

In Marienburg hatten unsere reisende Freunde die Freude, lauter solche Religionslehrer angestellt zu finden, als sie seyn müssen, wenn durch ihre Amtsverrichtungen bessere Gesinnungen befördert werden sollen. Herr J——n der dritte Prediger bey der lutherischen Gemeine und zugleich Rektor der Stadtschule, einer der würdigsten Schüler Kant's, war schon aus Königsberg her, ein vertrauter Freund unserer Wanderer. Es war ihnen daher sehr angenehm, ihn hier in einer Stelle zu finden, wo er durch seine Kenntnisse, durch seine Einsichten und durch seinen moralischen Charakter, Jungen und Alten zugleich nützlich werden konnte. Und was sie noch mehr freute, war, daß die

*) Wenigstens ist dies auf dem Titelkupfer zum neuen Gesetzbuch geschehen; ob auch sonst wo, kann ich nicht mit Gewißheit sagen.

übrigen beyden Prediger mit ihm von gleichem Geiste beseelt waren. Wie viel Religionslehrer zur Verbesserung des Religionszustandes an einem Orte thun können, wenn sie es nur ernstlich und übereinstimmend wollen, konnten sie hier deutlich sehen. Nicht allein, daß der Vortrag der Religion in Kirche und Schule hier vernünftig war, auch manche nützliche Anstalt war hier zu Stande gekommen, die wahre Ehrensäulen der hiesigen Geistlichkeit, besonders des Hauptunternehmers, des ersten Predigers H——l, waren. So war hier z. B. alle Betteley abgeschafft, die, wenn man ihr freyen Lauf läßt, unter dem gemeinen Manne alle Lust zur Arbeit tödtet, und statt die Anzahl der Bettler zu vermindern, sie vermehrt. Man hatte dagegen hier ein Arbeitshaus errichtet, in welchem die Gesunden sich das verdienen mußten, was sie brauchten. Die Alten und Kranken aber wurden von dem Ueberschuß und den freywilligen Beyträgen der Einwohner ernährt und gepflegt. Man hatte ferner hier eine Industrieschule angelegt, in welcher den Kindern nicht allein nützliche Kenntnisse beygebracht, sondern sie auch in solchen Arbeiten unterrichtet und geübt wurden, die einst ihnen selbst und auch andern nützlich werden konnten; u. dergl. mehr. Selbst manchen unbefugten Vorschriften der Landesregierung, Religionssachen betreffend, hatte

hatte man sich hier oft mit wahrhaft christlichem Geiste, und zwar mit gutem Erfolge widersetzt. Besonders war dies von dem Vorgänger des Predigers und Rektors J——n geschehen. Freylich hatte man diesem Manne oft Verweise wegen seiner hypochondrischen Laune gegeben, aus welcher, wie man glaubte, die oft beißenden, aber doch immer treffenden Bemerkungen, entstanden waren, mit denen er seine Vorstellungen an die Landeskollegia anfüllte. Indessen man gab ihm doch nach, und mehr wollte er ja nicht.

Auch noch nach seinem Abschiede aus Marienburg wurde dieser Mann — er hatte nämlich eine Predigerstelle auf dem Lande angenommen — wegen seiner vortreflichen Predigten gerühmt; nur tadelten ihn zugleich die mehresten wegen seinen Sticheleyen auf besondere Vorfälle und einzelne Personen, die er nicht allein in gesellschaftlichen Unterredungen, sondern auch in Predigten angebracht haben sollte. Dies gab zu einem Gespräche zwischen unsern Peripathetikern und einigen Einwohnern Marienburg's Anlaß, aus welchem ich — um meine Leser nicht zu lange aufzuhalten, hier nur die Resultate mittheilen will.

Persönlichkeiten sollte sich kein Prediger auf der Kanzel erlauben (daß Leichenpredigten hier eine Ausnahme machen,

chen, versteht sich von selbst), d. h. er muß nicht Geschichten erzählen, die sich mit dieser oder jener einzelnen, noch lebenden Person zugetragen haben, so daß jeder, der diese Person kennt, und diese Geschichte hört, sie auch sogleich auf den rechten Mann anzuwenden weiß. Denn dies müsse, anstatt zu bessern, nothwendig den erbittern, der sich so abgekamelt sähe. Es ist aber keinesweges unerlaubt, die Laster im Allgemeinen, oder die Laster einzelner Stände so zu schildern, daß sich die Personen, die damit behaftet sind, getroffen fühlen. Trägt ein Prediger bloß die vorgeschriebenen dogmatischen Meynungen vor, predigt er, — wie er es thun muß, wenn es auch in allen Anweisungen für Prediger verboten wäre, — Moral; thut er dies mit der dazu nöthigen Menschenkenntniß; sagt er nicht bloß: dies ist Tugend, dies ist Laster, sondern schildert er beydes in seinen mannichfaltigen Aeußerungen, so wird eben sowohl der Gute als der Lasterhafte sein Bild in diesen Schilderungen erkennen. Freylich wird dies dem Letztern unangenehm seyn. Ist dies aber die Schuld des Predigers? Der Träge, der seine Vernunft nicht brauchen will, wird freylich lieber eine Predigt über die Verderbtheit und Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens, als: von der Nothwendigkeit seine Vernunft zu gebrauchen

hören,

hören, um nur sagen zu können: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser und jener, der seine Vernunft gebraucht! — Soll aber deshalb der Prediger nie von der letztern Materie reden? Denn müßte man ja glauben, er predigte nur — welches freylich oft der Fall seyn mag — um seines Eigennutzes willen, oder er wäre selbst unvernünftig, und denn verdiente er nicht Lehrer der Religion zu seyn. Denn Religion ohne Vernunft ist entweder Aberglaube oder Schwärmerey. — Es ist immer ein schlimmes Zeichen, wenn sich Menschen so oft in dieser oder jener Schilderung des Lasters getroffen fühlen. Unter lauter guten Menschen kann und wird dies nie der Fall seyn; es wäre denn, daß ein Eiferer mit Unverstand — wie es leider! noch viele giebt — selbst das Gute verlästerte. In diesem Falle aber werden diejenigen, welche diese Lästerungen treffen sollten, höchstens den Unverstand eines solchen Eiferers bemitleiden. Denn sie sind überzeugt, daß derjenige, der itzt so übel von ihnen spricht, sicher anders von ihnen reden würde, wenn er mehr Verstand hätte. Sie vertragen also die Narren, dieweil sie klug sind.

Auf ihrem Wege von Marienburg nach Danzig, übernachteten Christus und Johannes in dem Dorfe, wo der Prediger, von

wel-

welchem bishero geredet worden, angestellt war. — Sie erkundigten sich bey verschiedenen Leuten, wie sie mit ihm zufrieden wären. Man ertheilte ihm zwar vieles Lob, meynte aber doch, daß er vieles auf die Kanzel brächte, was nicht dahin gehörte, und daß er durch seine Predigten manche Mitglieder seiner Gemeine beleidigte. — So hätte er, z. B. in einer Predigt gesagt: Man sollte es doch den Kindern nicht erlauben, mit Thieren zu spielen, und sie zu martern; denn dadurch würden sie, wenn sie erwachsen wären, auch zur Grausamkeit gegen ihre Nebenmenschen verleitet werden. — Da aber die jungen Thiere verschiedener Art ein Zeitvertreib und Spielzeug der Jugend dieses Dorfes sind, und nur noch kurz vorher ein paar Knaben, eine junge Katze öffentlich auf das grausamste gequält hatten, so hatte man ihm diese Ermahnung, als eine Anzüglichkeit sehr übel genommen. — In einer andern Predigt hatte er gesagt: die Leute sollten doch ihren Kindern nicht ein so herrschsüchtiges Betragen gegen das Gesinde erlauben. Denn Kinder die schon so frühe befehlen wollten, würden in spätern Jahren weder vernünftig zu gehorchen, noch vernünftig zu befehlen verstehen. — Bald nachher wollte einmal ein Knecht den kindischen Befehlen eines Sohnes von einem angesehenen Manne im Dorfe nicht gehorchen. Und dieser Ungehorsam des Knechts, wurde dem Prediger

zur

zur Last gelegt. — Guter Gott! sagte hierauf Christus zu seinem Freunde, wenn auch vernünftige Religionslehrer vernünftig predigen, wie lange wird es doch noch dauren ehe die Menschen das Vernünftige werden erlangen können.

Den andern Morgen besuchten unsere Wanderer den Prediger. Sie freuten sich in ihm einen Mann zu finden, der nicht allein viele Kenntnisse, sondern auch eine gebildete Vernunft, eine tiefe Menschenkenntniß und eine heitre Laune besaß. — Sie erzählten ihm, was sie in Marienburg und hier im Dorfe von ihm gehört hatten. Ich weiß dies wohl, sagte er, daß man so von mir urtheilt, allein ich denke, wenn man für Menschen predigt, so muß man auch das vortragen, was sie zu ihrer Besserung anwenden können; und denn ist es doch auch nöthig ihnen die Fehler vorzuhalten, von denen man gewiß weiß, daß sie begangen werden. Thäte ich dies nicht, so würden meine Predigten eben so unzweckmäßig seyn, als die, eines meiner Amtsbrüder im Elbingschen. — Dieser widerlegt jeden Sonntag die Irrthümer der Katholiken, obgleich weder in seiner Gemeine, noch in seiner Nachbarschaft ein Katholik zu finden ist.

Sechstes Kapitel.

Aufenthalt in Danzig.

Der Zeitpunkt, welchen unsere Reisenden gewählt hatten, den Religionszustand in Danzig kennen zu lernen, war hiezu just der unbequemste, den sie nur hätten treffen können. Alles war itzt mit politischen Vorfällen beschäftiget; die Religionsangelegenheiten mußten also dieser, den meisten Menschen interessanter Materie weichen. — Das Bestreben der polnischen Nation, sich wieder von der angemaßten Oberherrschaft Rußlands und Preußens zu befreyen, hatte auch die Einwohner dieser Stadt, die an diesen Unruhen natürlicher Weise den größten Antheil nahmen, in die größte Gährung gesetzt. Die Danziger unzufrieden mit ihrem neuen Oberherrn, da sie sich denselben eben so wie die Südpreußen aufdringen lassen mußten, weil sie der größern Gewalt nicht widerstehen konnten, wünschten nichts so sehr, als daß die Revolution in Pohlen zum Vortheil der polnischen Nation ausschlagen möchte. Diejenigen aber, welche von preußischer Seite besoldet wurden, oder mehr Gefühl für die Vortheile, welche sie unter

der

der neuen Oberherrschaft erlangen konnten, als für das Unrecht hatten, welches Danzig und Südpreußen durch die gewaltsame Besitznehmung zugefügt war, wünschten das Gegentheil. Beyde Partheyen waren in der heftigsten Erbitterung gegen einander, die nicht selten zu Thätlichkeiten übergieng. Ein Beyspiel hievon sahen unsere Wanderer als sie kaum eine Stunde in Danzig waren. Es hatte nämlich ein Mann, welcher Landcharten und andere Kupferstiche zum Verkauf herum trug, auch das Bildniß des polnischen Generals Kosciusko zu verkaufen. Ein junger preußischer Officier, der diesem Manne auf der Straße begegnete sahe dies. Er ließ sich darauf alle Exemplare dieses Bildnisses zeigen und als er sie in Händen hatte, schimpfte er auf die pöbelhafteste Art auf den Verkäufer, weil er sich unterstanden hätte, das Bild eines Feindes des Königs von Preußen herumzutragen. — Die Bildnisse aber zerriß er, ohne an Bezahlung zu denken. Der Verkäufer erhob darüber ein großes Geschrey. Augenblicklich versammelte sich eine große Menge Volks. Da sie den Vorfall erzählen hörten, fielen sie über den Officier her, und kühlten seinen unzeitigen patriotischen Eifer auf eine Art, die zwar nicht die feinste, aber doch dem Vorwitz des naseweisen Officiers, der vielleicht nicht werth war, Kosciusko's Schuhriemen zu

lösen, angemessen war. Als sich die Zuschauer verlaufen hatten, giengen unsere Wanderer in ein nahe gelegenes Weinhaus, in welchen sie einen königlichen preußischen Bedienten fanden, der sich mit ihnen über diesen Vorfall, dem er auch beygewohnt, in folgendes Gespräch einließ:

Der königl. Bediente. Es war doch sehr grob von dem hiesigen Pöbel, daß er den Officier so mißhandelte.

Ch. Freylich war es nicht fein; aber das ist der Pöbel auch nirgends. Der Officier hatte sich aber durch sein Betragen keinen Anspruch auf ein feines Betragen gegen ihn erworben. Es war, aufs gelindeste beurtheilt, unzeitige Bravour von ihm. Und ich bin gewiß, er wäre der erste gewesen, der in einer Schlacht, welche Kosciusko feindlicher Seits commandirt hätte, davon gelaufen wäre.

D. kön. Bed. Dies kann wohl seyn. — Es ist aber doch wahr, was er sagte, daß Kosciusko ein großer Feind des Königs von Preussen, und der Hauptanstifter der jetzigen Insurrektion ist.

Ch. Dies mag immer wahr seyn; allein Kosciusko ist doch unstreitig ein Mann von großen kriegerischen Talenten, und — so viel man weiß, hat er bloß aus Liebe für sein Vaterland das Hauptkommando im jetzigen Kriege übernommen. Ich weiß also nicht, wie er sich

da-

dadurch Verachtung zuziehen sollte, sonst müßte dies bey den preußischen Generalen noch weit mehr statt finden, die offenbar nicht für das Vaterland sondern für das Interesse des Königs streiten.

D. kön. Bed. Die Einwohner der neu occupirten Länder, würden sich aber doch weit besser befinden, wenn sie unter preußischer Oberherrschaft blieben, als wenn sie ihre vorige Verfassung wieder bekämen, für die sie jetzt streiten.

Ch. Dies ist wohl noch nicht ausgemacht. Die Besserung die eine Nation durch sich selbst hervorbringt findet gewiß immer eher Eingang, und ist eben so gewiß dauerhafter, als diejenige, welche ihr aufgedrungen wird. Und Polen war nach seiner neuen Konstitution gewiß auf dem Wege große Fortschritte zu seiner Verbesserung zu machen. Und wenn sie mit ihrer Verfassung zufrieden waren, so ist es unrecht ihnen mit Gewalt eine bessere aufzudringen. Ueberdem ist der jetzige Krieg auch nicht der künftigen Verbesserung, sondern der mit allem Unrecht angemaßten Oberherrschaft von preußischer und rußischer Seite wegen entstanden.

D. kön. Bed. Die Pohlen und auch unsere Danziger hätten so klug seyn sollen, das ihnen

nen angethane Unrecht, wenn es noch eins ist — ihres Nutzens wegen zu dulden.

Joh. Würden sie es wohl dulden, wenn ihr Nachbar, der stärker wäre als sie, zu ihnen käme und sagte: Nachbar, ich verstehe dein Haus besser zu benutzen als du; denn du hast manche Einrichtungen die mir gar nicht gefallen, ich werde also dein Eigenthum in Besitz nehmen und es als das meinige verwalten. — Es geschieht dies gar nicht aus Eigennutz, sondern, wie gesagt, bloß um die Einrichtung deines Hauses zu verbessern. Was meynen sie, würden sie, wenn es auch wahr wäre, was ihr Nachbar gesagt hätte, ihm ihr Eigenthum ohne weitere Widerrede überlassen?

D. kön. Bed. Freylich würde ich dies nicht. Ich dächte aber es wäre hier doch ein großer Unterschied.

Joh. Ich wüßte nicht. Was unrecht ist bleibt unrecht, es mag es ein Bettler oder ein König thun. Und ob ein einzelner Mensch dem andern sein Eigenthum wegnimmt, oder ob ein Regent mit Hülfe seiner Unterthanen, einer Nation ohne Recht ganze Provinzen entreißt, dies ist im Grunde einerley.

D. kön. Bed. Der König von Preußen hat aber doch ein Recht gehabt, einen Theil von Pohlen zu nehmen.

Ch. Und welches Recht wäre dies?

D. kön. Bed. Dies ist ja in dem Manifest angezeigt, welches bey dem Einmarsch der preußischen Truppen in Pohlen ausgetheilt wurde. Es hatten sich nämlich in Pohlen solche Meynungen verbreitet, die sich vielleicht auch in Preußen hätten ausbreiten, und die Einwohner zum Aufruhr verleiten können.

Ch. Dies war doch wohl nur ein Vorwand und zwar ein so nichtiger, daß wenn man ihn etwas genauer betrachtet, er gar nicht Stich hält. — Wurden diese Meynungen wohl durch die preußische Besitznehmung widerlegt, oder ausgerottet? Wurde ihnen dadurch der Weg nach Preußen gesperrt, oder nicht vielmehr geöffnet? Und was geht es überhaupt einen Regenten an, was für Meynungen unter seinen Nachbaren herrschend sind? Sonst hätte auch Rußland die größte Ursach, Preußen wegzunehmen, weil in letztern Lande ganz andere Meynungen herrschen als im ersten. Sie werden doch gewiß nicht darum ihren Nachbar sein Haus wegnehmen wollen, weil er in manchen Stücken anders denkt als sie?

D. kön. Bed. Hätte der König von Preußen aber Pohlen bey seiner neuen Constitution gelassen, so wäre es mächtiger geworden, als es für ihn zuträglich war.

Joh. Wie wenig Recht dieser Vorwand dem Könige von Preußen gab, sich einen Theil

von Pohlen zuzueignen, will ich ihnen in einem Beyspiele aus dem bürgerlichen Leben zeigen. Nehmen sie an: es wohnten zwey Zeugkrämer neben einander. Der eine hätte viele Sorten Zeug zum Verkauf gehabt, der andere aber nur wenige. Nun hätte der zweyte auch Mittel gefunden sich mehrere Gattungen anzuschaffen. Bekäme dadurch der erste wohl ein Recht zu dem zweyten zu sagen: Ich kann es dir nicht erlauben mehr Sorten Zeug als bishero zu halten. Es könnten nun leicht Käufer zu dir kommen, die ich sonst gehabt habe. Ich sehe mich also gezwungen, um diesem Uebel vorzubeugen, dir den besten Theil deiner Waaren wegzunehmen.

Ich werde dieses Gespräch hier nicht weiter mittheilen; denn alles was unsere Wanderer über diese Materie sagten, finden meine Leser in der vortreflichen Schrift: Untersuchung über die Rechtmäßigkeit der Theilung Polens (Warschau 795. 8 gr.)*); wovon bereits in diesem Jahre die zweyte Auflage erschienen ist, und die ich jedem der etwas gründliches, durchdachtes über diesen Gegenstand lesen will, empfehlen kann. In dieser Schrift wird der angezeigte Gegenstand mit vielem Scharfsinn abgehandelt.

Der

*) In Preußischen Landen ist diese Schrift verboten worden, aus Ursachen die sich sehr leicht errathen lassen.

Der berühmte Verfasser prüft die Rechtmäßigkeit der Theilung Pohlens in 4 Abschnitten.

Im ersten Abschnitt geschieht diese Prüfung nach moralischen;

Im zweyten nach juridisch rechtlichen Gründen;

Im dritten nach den Grundsätzen einer gesunden Politik;

Im vierten nach den Sophismen der Hofpolitik, oder nach den Manifesten der aliirten Mächte.

In diesen 4 Abschnitten wird gezeigt, daß die Theilung Pohlens weder moralisch erlaubt, noch rechtmäßig, noch klug, noch dem eigenen Vorgeben der theilenden Mächte nach zu billigen sey.

Unsere Wanderer hatten diesen Gegenstand hauptsächlich von seiner moralischen Seite betrachtet. Denn sie waren überzeugt, daß in einem Lande dessen Oberherr selbst ungescheut die deutlichsten Vorschriften der Moralität übertritt, der seine Unterthanen als Mittel zur Erreichung seiner unmoralischen Zwecke gebraucht, daß in einem solchen Lande die Achtung für Moralität sehr sinken müsse. Sie waren überzeugt, daß alle Befehle und Strafen von Seite des Regenten, zur frommen Erhaltung mancher in finstern Zeiten, als göttliche Eingebungen verehrter Irthümer, diesen Schaden nicht ersetzen, wohl aber

vermehren könne und müsse. Sie giengen bey dieser Untersuchung von denselben Grundsätzen aus, von welchen der Verfasser der obenangezeigten Schrift ausgieng. Natürlich mußte also auch ihr Resultat dem seinigen gleich seyn. — Um meine Leser damit bekannt zu machen, werde ich ihnen die vornehmsten hieher gehörigen Gedanken, aus dem ersten Abschnitte jener Schrift mittheilen. Vermuthlich werden sie denselben ihren Beyfall nicht versagen, sondern — wofern sie das Buch noch nicht kennen — begierig werden, es ganz zu lesen.

Die Frage: Ist die Theilung Polens von Gott und Rechtswegen erlaubt? gehört, so wie alle moralische Aufgaben, wo es auf die Entscheidung ankommt, ob eine Handlung recht oder unrecht sey, unter die kinderleichten Stücke, die auf eine uns unbegreifliche Art auch der Einfältigste beantworten kann, sobald man ihn dahin gebracht hat, rein moralisch darüber zu urtheilen. Da nämlich obige Frage schon an sich einen Eingriff in das Eigenthum anderer Menschen ankündigt, und mithin eine dem moralischen Gesetz widersprechende Maxime enthält, so braucht es keiner

langen und scharfsinnigen Prüfung, ob ein solcher Eingriff, und also, ob die Theilung Polens von Gott und Rechtswegen erlaubt sey oder nicht?

Der Hauptpunkt, worauf die Untersuchung gerichtet werden muß, betrift vielmehr die richtige Beurtheilung derselben, daß sie nämlich nur nach rein moralischen Begriffen geschehe, und nicht durch Vernünfteleyen verfälscht werde — Die Philosophen können alles beweisen und alles rechtfertigen, wenn sie von beliebigen Principien ausgehen, und nach der Weise der alten Scholastiker durch eine Menge dialektischer Schlüsse den schlichten Menschenverstand umkehren und betrügen. Man hat den Selbstmord gerechtfertiget; — das Pfaffenthum findet die Verfolgung der Ketzer und ihre öffentliche und heimliche Hinrichtung moralisch gut; und so würde man die Räubereyen gekrönter Häupter (die man Eroberungen nennt) für rechtmäßig erkennen, wenn man sie nach dem Princip der Glückseligkeit (es versteht sich, fein konsequent) beurtheilen dürfte.

Wenn man eine Handlung moralisch beurtheilen will, so muß man sie nehmen, wie sie ist, entkleidet von allen damit verbundenen Nebensachen, und ohne Hinsicht auf das, wodurch sie veranlaßt, noch auf das, was durch sie bewürkt wurde, d. h. man muß suchen, ob sie

dem moralischen Gesetze gemäß, und bloß aus Achtung für dasselbe geschehen sey. Denn der moralische, einzige Werth unserer Handlungen beruht auf der Gesinnung gegen das Gesetz (sie diesem gemäß einzurichten), und alle guten, beabsichtigten oder zufälligen Folgen derselben können ihren Werth weder erhöhen, noch sie selbst rechtfertigen, in so fern sie an sich pflichtwidrig sind.

Ob eine Handlung recht sey? das läßt sich gar bald finden, wenn man nach der Allgemeingültigkeit der Maxime frägt, nach welcher sie geschah, so daß jeder wollen könne, diese Maxime solle Gesetz für alle vernünftige Wesen seyn; wo denn auch die gemeinste Vernunft auf die treffendste Art entscheidet.

Wenn z. B. die Frage ist, ob es recht sey, jemanden zu betrügen, um seines eigenen Vortheils willen, oder wenn man in tiefer Noth ist — so sieht man sogleich, daß hier eine Maxime zum Grunde liege, die nur auf einzelne Menschen und auf besondere Fälle paßt, und die also niemals allgemeines Gesetz für alle vernünftige Wesen werden kann, mithin ein solcher Betrug, so wie jeder andere, unfehlbar unrecht seyn müsse.

Nach diesen Grundsätzen wird man nun augenblicklich bestimmen können, was man von

der Besitznehmung eines fremden Eigenthums, sie geschehe unter welchen Umständen sie wolle, zu halten habe; nämlich, daß sie unrecht sey, weil die zum Grunde liegende Maxime von Niemanden als allgemeines Gesetz erkannt werden kann.

Wenn es also erlaubt ist, die Handlungen der Regenten zu beurtheilen, wie man jede menschliche Handlung beurtheilt, nämlich nach moralischen Begriffen, so wird man die eigenmächtige Theilung der Republik Polen als einen

recht- und gesetzwidrigen Eingriff in das Eigenthum eines andern, sey es des Königs, oder der Magnaten, oder der ganzen Nation, ansehn müssen, und sie vor dem Richterstuhle der moralischen Vernunft auf keine Art rechtfertigen können.

Denn es betrift hier die Frage: kann ich wollen, daß es für alle Regenten und für jeden Menschen allgemeines Gesetz werde, von dem Eigenthume eines andern soviel zu nehmen, als man kann? Das wird kein Mensch, kein Fürst, und selbst ein Despot nicht wollen, ob er gleich selbst raubt. Mithin ist es klar: die eigenmächtige Besitznehmung eines fremden Gutes, es gelte einen Acker Landes, ein Dorf, eine Provinz, oder mehrere tausend Quadratmeilen — gleich viel — ist eine

eine unrechtmäßige That, nichts mehr und nichts weniger, als was man im gemeinen Leben eine gewaltsame Beraubung nennt."

Und einige Seiten weiter:

„Es ist eine lächerliche Eitelkeit höher seyn zu wollen, als das Höchste was gedacht werden kann, und den schwachen Erdengöttern, die sich keinem Gesetze als ihrer eigenen sinnlichen Willkühr unterwerfen, gebührt selbst von dem gemeinen Manne herzliches Mitleid für diese sinnlose Betrügerey, die sie an sich selbst begehen.

Bey Gott gilt kein Ansehen der Person, d. h. die moralische Vernunft richtet überall schlechthin, ohne Achselzucken wegen Stand, Geburt, Lage, Verhältnisse u. s. w. sie ist das einzige Tribunal, wo der Mensch gewogen, und von Rechtswegen erkannt wird, ohne daß Appellationen entstehen und Machtsprüche erfolgen, weil jedes Individuum mit dem Rechtsspruche zufrieden ist, auch wenn es schuldig befunden wird. Die moralische Vernunft zieht alles vor Gericht, was Mensch heißt, und spricht immerfort über das Recht oder Unrecht in menschlichen Handlungen, selbst bey denjenigen, die ihre Herzen und Ohren verschließen, um nicht zu hören, was ihnen zuerkannt wird. — Warum sollte man, und wie könnte man den Mord oder die verkappten Betrügereyen eines Bösewichts rechtfertigen, wenn

es

es heraus kommt, daß der Verkappte ein Fürst war? Alle Welt wird ihn verachten, und selbst die Hofschranzen werden ihn zwar öffentlich lobpreißen aber im Herzen verabscheuen." — —

„In der menschlichen Natur liegt keine Grenzlinie, welche den Staatsmann vom Menschen sonderte, und ersterem erlaubte, über die Gesetze der Moralität hinauszugehen, die allgebietend und für jede Vernunft ohne Einschränkung verbindend sind."

„Man wird uns also verzeihen, daß wir bey unserm obigen Urtheile standhaft verbleiben, und die Theilung Polens für eine rechts- und gesetzwidrige Handlung erklären, ob sie gleich von großen Monarchen herrührt, und vielleicht nützlich, vielleicht nothwendig seyn mag, wie die Folge ausweisen wird. — Unser Urtheil ist aber keinesweges Privaturtheil eines einzelnen Menschen, sondern vollgültiger Ausspruch einer gutgeleiteten Vernunft, die in allen Menschen ächte Maximen von falschen gleich richtig unterscheidet, und also die eigenmächtige Besitznehmung fremden Guts ohne Einschränkung empörend findet."

Wie gefährlich das Verhalten der alliirten Mächte bey der Theilung Polens für die Moralität ihrer Unterthanen werden könne, zeigt der Verfasser am Schlusse seiner Abhandlung; welchen ich, als gänzlich übereinstimmend mit der

Denkungsart unserer Wanderer, meinen Lesern nicht vorenthalten kann. Hier ist er:

„Es ist nicht gut, wenn die Häupter der Nationen die Gesetze der moralischen Vernunft so wenig respektiren, daß sie ihrem Interesse zu lieb oft unedel handeln, und damit ein schlechtes Beyspiel für ihre Unterthanen aufstellen. Der ungebildete und der vornehme unvernünftige Haufe sieht immer nach denen, die über ihm stehen, und richtet sich nach den Maximen, welche seine Obern befolgen; ein moralisch guter Regent kann bloß durch sein Beyspiel viele Herzen zum Guten lenken, aber ein lasterhafter Fürst richtet unendlich mehr Schaden an, und verführt allemal die größere Menge zu seinen Lastern, bloß durch sein Beyspiel."

„Wenn nun vollends die Götter der Erde schlechte Maximen durch auffallende, öffentliche Handlungen heiligen, indem sie die letztern durch allerley Sophismen zu rechtfertigen suchen, so entsteht daraus ein unabsehlicher Schade, der um so größer, je gemeiner das Beyspiel ist. Dann nicht nur die Achtung gegen die moralischen Gesetze wird dadurch bey dem größten Theil der Menschen geschwächt, sondern auch die Achtung gegen die Gesetze überhaupt; und ich erkläre mir die häufigen Uebertretungen der Civilgesetze vorzüglich aus dem Mangel an Achtung, den die Verwalter des Staates gegen dieselben öffent-

öffentlich zeigen. Das gemeine Volk muß glauben, daß alle Gesetze nur um seinetwillen da wären, und daß es damit hauptsächlich auf die Strafgelder abgesehen sey, welche die Uebertreter der Gesetze an die Obrigkeiten entrichten müssen, ohne daß diese für den Ungehorsam gegen dieselben auch nur zum Schein büßen müssen."

„Die bürgerlichen Gesetze könnten den Menschen die Befolgung der moralischen theuer machen, wenn bey jenen nicht bloß Furcht das Motiv wäre, sondern der Befolgung derselben eine gewisse Würde beygelegt würde, die den guten Bürger vor dem schlechten auszeichnete, und ihm z. B. einen Anspruch auf Ehrenstellen ertheilte, wobey etwas mehr als bloße Geschicklichkeit erfordert würde. Ob nun gleich diese dadurch erweckte Achtung gegen bürgerliche Gesetze mit sinnlichen Triebfedern vermischt und also keine reine Achtung wäre, so würde sie doch das Medium seyn, die Menschen nach und nach zu der reinen Achtung gegen moralische Gesetze und zu dem hohen Gefühl der Würde zu erheben, welche die Moralität jedem vernünftigen Wesen schlechthin ertheilt, und ohne welches (Gefühl) die Tugend weder liebgewonnen, noch mit Festigkeit ausgeübt werden kann. — So lange freylich unsere bürgerliche Gesetzgebung sich nicht auf die moralische stützt (wodurch sie ein Gegenstand der

Achtung für Menschen werden könnte, und die Gesetze sowohl um ihres Zwecks, als auch um ihrer selbst willen respektirt und befolgt würden), sondern nur den Eigennutz und die Selbstliebe ins Spiel zieht, um die Menschen durch Furcht zu schrecken, ohne sie durch würdige Belohnungen an sich zu ziehen – so lange dürfte für die Beförderung der Moralität durch Civilgesetze wenig geschehen können. Indeß, wenn nur die Diener der Gesetze nicht bloß auf die Uebertretung derselben ihr Augenmerk richteten, sondern auch selbst darnach lebten und überhaupt rechtschaffene Männer wären, so würde schon ihr Beyspiel für die größere Menge sehr wohlthätig seyn, und einigermaßen den Schaden ersetzen, den die falsche Richtung unserer Gesetze auf den Willen der Menschen unvermeidlich zur Folge hat."

„Man verlangt vom geistlichen Stande, daß er durchaus rein und unbescholten erfunden werde, und hält mit Recht den Mangel guter Sitten unter den Volkslehrern für die wichtigste Ursache, warum das Predigtamt von jeher bis auf den heutigen Tag wenig Seegen für die Welt gebracht hat. Jene Anforderungen an den geistlichen Stand gründen sich auf das ehrwürdige Geschäft, das ihm obliegt: den Menschen die Gesetze der Moralität näher ans Herz zu legen, und sie durch religiöse Vorstellungen zu unterstützen; aber mit gleichem Rechte kann man

man von dem sogenannten weltlichen Stande, vom größten Monarchen bis zum niedrigsten Gerichtshalter herab, Reinigkeit der Sitten und des Wandels fordern, nicht bloß, weil alle Menschen dazu verpflichtet sind, sondern weil dieser letztere Stand Gesetze giebt, und über die Befolgung derselben wacht, mithin, gleich dem Volkslehrer, durch sein eigenes Beyspiel die Wahrheit und Gültigkeit derselben beym Volke beglaubigen muß."

„So sollte es seyn! und wenn es so wäre, was würde unsere Welt seyn! Aber wie es jetzt ist — der wohldenkende Mensch wendet gern seine Augen vom tragischen Schauspiel des Menschenlebens, wo jeder Blick ihm Veranlassung giebt, das edle Geschlecht zu bedauren oder wohl gar zu verachten, das in Bearbeitung seiner herrlichen Anlagen volle Würde und reichliche Glückseligkeit finden könnte, aber zu lüstern und zu schwach ist, um sich der Tyranney selbstsüchtiger Regenten zu entziehen, die es erniedrigen, und die Welt zum Schauplatz der Thorheit und des Elendes machen."

Amen! Amen! das heißt: ja! ja! es soll also geschehen! sagten Christus und Johannes als sie dies gelesen hatten, mit D. Martin Luther, und gewiß sagen auch alle Leser dieses Buchs, ein eben so herzliches: Amen! Amen! ja! ja! es soll also geschehen.

Wie gut wäre es, sagte Christus, wenn sich viele solche Männer fänden, die so mit der Fackel der Vernunft die Handlungen der Regenten ihrer Moralität nach beleuchteten! Wie bald würde denn jedermann den Nebel, der aus dem hohen Range und den äußern Glanze der Regenten entsteht, und ihre Handlungen dem gemeinen Auge verhüllt, durchschauen!

Sollte es aber nicht gut und nützlich seyn, sagte ein gewisser Herr G—n, in dessen Gesellschaft Christus diesen Wunsch äußerte, wenn man die Verbreitung solcher Schriften auf alle Art zu verhindern suchte?

Ch. Nützlich würde es freylich für diejenigen seyn, deren schlechte Handlungen darin beleuchtet werden; gut aber wäre es auf keinen Fall. — Denn Wahrheit muß nie — und in diesem Fall vorzüglich — verboten werden, da das Beyspiel eines Oberhauptes von so großem Einfluß auf das ganze Volk ist. Und durch das Verbieten solcher Schriften, wird die üble Sache eines Regenten, gewiß noch übler gemacht. Denn, erstlich giebt derjenige, der ein solches Verbot ergehen läßt, dadurch zu erkennen, daß er sich nicht vernünftig beurtheilen lassen will, und dies findet nur bey dem statt, der sich schlechter Handlungen bewußt ist. Denn wer Arges thut, der hasset das Licht. Und zweytens ist es ja längst bekannt, daß verbotene

tene Schriften am häufigsten und begierigsten gelesen werden. Die mehrsten Leser sind hier wohl in dem Falle, mit dem Apostel Paulus sagen zu können: ich hätte nichts gewußt von der Lust, wenn das Gesetz nicht gesagt hätte: Laß dich nicht gelüsten!

Herr S–n. Wenn aber in solchen Büchern falsche Thatsachen erzählt, oder die wahren von einer falschen Seite dargestellt werden?

Ch. Denn könnte sie derjenige widerlegen lassen, den sie betreffen, oder er könnte den Verfasser, wenn er anders bekannt wäre, zur Rechenschaft fordern, oder er könnte so thun, als ob diese Bücher gar nicht da wären — denn Eindruck machen sie in diesem Falle gewiß nicht. Und ganz sicher könnten die Regenten bey solcher Gelegenheit, wie einst Joseph der Zweyte, mit dem Prinzen Hamlet sagen: Mag sich der kratzen, dem es juckt, Wir haben eine heile Haut.

Hr. S–n. Man ist aber doch den Regenten ihres Standes wegen Achtung schuldig, und diese wird ihnen doch durch solche dreust geschriebene Schriften — wenn sie auch die ausgemachtesten Wahrheiten enthalten, — entzogen?

Ch. Hier scheint mir eine wichtige Unterscheidung nöthig, die sie aber nicht gemacht haben. Dem Regenten, das heißt dem Oberhaupte des Staates, ist man freylich, als einem solchen

Achtung schuldig. Oder mit andern Worten: Der Stand der höchsten Obrigkeit des Staats muß von uns mit Ehrfurcht und Anständigkeit behandelt werden; vorausgesetzt, daß dieser höchsten Obrigkeit nicht Despotie erlaubt ist. — Diese Achtung nun ist man auch dem Oberhaupte eines bestimmten Staates schuldig, zu diesem Oberhaupte mögen viele oder nur eine Person gehören, es mag König oder Nationalconvent heißen; — in so fern dies Oberhaupt nur seine Pflichten treulich erfüllt, die ihm als Oberhaupte obliegen. Daraus folgt aber keinesweges, daß wir für jede Handlung des Oberhauptes eines Staates Achtung haben müssen. Dies verlangen unsere jetzigen Regenten selbst nicht. Denn sonst würden sie ja nicht von ihren Unterthanen fordern können, daß sie ihnen ein Oberhaupt in einem fremden Staate bekriegen helfen sollten. Wenn also ein Regent seine Nachbaren beraubt, wenn er wegen seines Privatinteresses, das Eigenthum seiner Unterthanen, als sein eigenes verschwendet, wenn er das Leben vieler Tausenden derselben aufs Spiel setzt, um ein ungerechtes Vorhaben auszuführen, wie dies in dem jetzigen Kriege gegen Polen, von Seite der Kaiserin von Rußland und des Königs von Preußen offenbar der Fall ist, so können wir gegen solche Handlungen doch ohnmöglich

Ach-

Achtung hegen, wenn wir nicht alle Ansprüche auf Vernunft aufgeben wollen. Denn hier handelt der Regent doch offenbar seiner Pflicht als Mensch und als Oberhaupt des Staates zuwider.

Hr. G–n. Wie leicht kann aber das Volk durch solche Schriften zum Aufruhr verleitet werden, und diesen muß doch jeder Regent in seinem Staate zu verhindern suchen.

Ch. Freylich muß er das. Dann müßte er es aber auch zu verhüten suchen, daß solche Schriften gar nicht geschrieben werden könnten, und dies könnte wohl durch nichts so sicher bewürkt werden, als wenn er überall rechtschaffen und klug handelte. Thut er dies aber nicht, handelt er leichtsinnig und unbesonnen, hat er keine Achtung für die Gesetze, welche ihm seine Pflichten vorschreiben, keine Achtung für die menschlichen und bürgerlichen Rechte seiner Unterthanen, so kann freylich in einem so übel regierten Staate eine Revolution entstehen. Aber dann sind nicht die Schriften, von welchen wir hier reden, sondern das Verhalten des Regenten die Ursachen derselben. So lange ein Volk die Lasten nur noch erträglich findet, die ihm sein Oberherr auflegt, so lange es von Seiten desselben nur nicht offenbar ungerecht behandelt wird, so lange der Oberherr nur nicht durch Einmischung in solche Dinge, die ihm nichts angehen, das Volk zur

Unzufriedenheit reitzt, so lange er seinen Unterthanen nur erlaubt durch Freyheit im Reden und Schreiben ihre Unzufriedenheit andern mitzutheilen, so lange werden sie auch sicher nicht durch Schriften zu einem allgemeinen Aufruhr verleitet werden. Denn nur der geringste Theil einer Nation ließt solche Bücher, und auf diesen werden sie keinen Eindruck machen, wenn sie nicht sehr gegründete Ursachen haben, in das Urtheil der Verfasser, in Absicht ihrer eigenen Regenten einzustimmen.

Hr. G–n. Wenn es aber auch alles wahr wäre, was sie jetzt behauptet haben, so sehe ich doch nicht ein, was Schriften der Art, wie z. B. die „Ueber die Theilung Polens" nützen können.

Ch. Sehr viel. Denn erstlich wird dadurch die moralische Urtheilskraft der Leser geschärft; zweytens verliert dadurch das üble Beyspiel der Regenten den Reitz, den es sonst wegen ihres höchsten Ranges in der menschlichen Gesellschaft hat; wodurch zugleich die Achtung für die Würde, welche Moralität allein giebt, gestärkt wird; und drittens wird dadurch mancher bewogen, die unvernünftigen und unrechtmäßigen Befehle seiner unvernünftigen und schlechtdenkenden Oberherrn nicht zu vollziehen, und sich also nicht als Werkzeug zur Ausführung ihrer unmoralischen Zwecke gebrauchen zu lassen.

Hr. S—n. Wenn dies letztere allgemein befolgt werden sollte, so wäre ja eine Revolution unvermeidlich, und diese sagten sie doch kurz vorher, würden durch solche Schriften nicht hervorgebracht. Sie stehen hier also ja mit sich selbst im Widerspruch?

Ch. Keinesweges. Aus dieser unterlassenen Befolgung unrechtmäßiger Befehle, würde noch keine Revolution entstehen. Denn entweder ließe nur der kleinere oder der größere Theil der Unterthanen diese Befehle unbefolgt. Im ersten Fall müßten es sich die Wenigen freylich gefallen lassen, was der Oberherr über sie verhängen würde; denn Gewalt müßten sie auf keinen Fall gegen ihn gebrauchen. Im letztern Falle aber, wenn der größte Theil oder alle Unterthanen einstimmig wären, diesem oder jenem unrechtmäßigen Verlangen des Oberherren nicht Folge zu leisten, müßte der Regent freylich nachgeben. — In allen übrigen Stücken aber bliebe er so gut Regent, als vorher; und seine rechtmäßigen Befehle, müßten von allen seinen Unterthanen mit der pünktlichsten Treue und der größten Gewissenhaftigkeit befolgt werden.

Hr. S—n. Dadurch würden aber doch die Unterthanen dem Gehorsam zuwider handeln, den sie dem Oberhaupte des Staates schuldig sind?

Ch. Dieser Gehorsam ist nur bedingt. — Es ist Pflicht des Regenten nichts unvernünftiges, nichts unmoralisches von seinen Unterthanen zu fordern. Thut er es aber doch, so handelt er seiner Pflicht zuwider, und ist also in diesem Falle nicht als ein rechtmäßiges Oberhaupt, sondern als ein Usurpateur zu betrachten. Ueberdem gehen die Pflichten, welche uns das moralische Gesetz auferlegt, allen menschlichen Befehlen vor, weil sie allgemein gebietend und also nothwendig sind. Die Gesetze der Regenten sind wir aber nur dann zu befolgen verbunden, wenn sie dem Sittengesetze nicht widersprechen. Ich will ihnen dies durch ein Gleichniß erläutern. Ein Kind ist seinen Eltern Gehorsam schuldig; wenn nun aber die Eltern von einem Kinde, das schon den Unterschied zwischen gut und böse weiß, verlangen, es solle zu ihrem Besten lügen, oder den Nachbar bestehlen, ist da das Kind nicht verbunden, mehr seiner Vernunft, als dem Willen seiner Eltern zu folgen? — Nun findet aber in diesem Falle, dasselbe Verhältniß zwischen Oberhaupt und Unterthanen statt, als zwischen Eltern und Kindern. Die Anwendung ist also leicht gemacht.

Hr. G – n. Hier kann ich ihnen die Meynung des Größten unter den jetztlebenden Philosophen, ihres Freundes Kant, entgegen stellen. Dieser meynt doch, daß die Unterthanen nicht

in

in allen Fällen ungehorsam seyn sollten, wenn der Regent etwas unmoralisches von ihnen verlangt. Da dürfte sich z. B. ein Soldat nicht weigern, seinem Regimente zu folgen, wenn dies auf Befehl des Regenten abgeschickt würde, eine unrechtmäßige Eroberung zu machen. Denn ob ein Krieg gerecht oder ungerecht sey, sey der Unterthan nicht zu beurtheilen berechtigt, weil es doch auch rechtmäßige Kriege geben könne *).

*) Die hier angeführte Meynung äußert Kant würklich, wenn ich nicht irre, in dem Aufsatze: Ueber den Grundsatz: Was in der Theorie gilt, gilt nicht in der Praxis, welcher in dem Septemberstück der Berlinischen Monatsschrift vom Jahre 1793 eingerückt ist. Ich kann diese Meynung aber nicht mit einem andern Ausspruch Kants räumen, welcher in seinem Buche: Die Religion innerhalb den Grenzen der bloßen Vernunft, in der Anmerkung p. 138 steht und so lautet: „So bald etwas als Pflicht erkannt wird, wenn es gleich durch die bloße Willkühr eines menschlichen Gesetzgebers auferlegte Pflicht wäre, so ist es doch göttliches Gebot ihr zu gehorchen. Die statutarischen bürgerlichen Gesetze kann man zwar nicht göttliche Gebote nennen, wenn sie aber rechtmäßig sind, so ist die Beobachtung derselben zugleich göttliches Gebot. Der Satz „man muß Gott mehr

Stimmen sie hier auch mit ihrem Freunde überein?

Ch.

mehr gehorchen, als den Menschen," bedeutet nur, daß, wenn die letztern etwas gebieten, was an sich böse (dem Sittengesetz unmittelbar zuwider ist) ihnen nicht gehorcht werden darf und soll." Nun ist es aber doch ein deutliches Gesetz der praktischen Vernunft: Du sollt nicht stehlen! woraus denn auch natürlich das eben so deutliche Gesetz folgt: Du sollt nicht stehlen helfen! Wenn nun aber ein Regent die Uebertretung des letztern moralischen Gesetzes von seinen Unterthanen fordert, wenn sie mit völliger Ueberzeugung wissen, daß dieß der Fall sey, so dächte ich wäre es auch ihre Pflicht, diesem willkührlichen menschlichen Befehl, des nothwendigen moralischen Gesezzes wegen, nicht zu befolgen. Ich glaube nicht, daß Kant es einem Kinde, welches weiß, daß es nicht stehlen soll, verzeihen würde, wenn es sich damit entschuldigen wollte, wenn es sagte: Meine Eltern haben es mir befohlen. Er würde gewiß erwiedern: Du weißt aber, daß du Unrecht thatest, du hättest es also nicht thun sollen. Und doch ist, meiner Meynung nach, ein Kind noch weniger berechtigt, die Befehle seiner Eltern zu beurtheilen, als ein Unterthan die Befehle

Ch. Nein! — wenn der Soldat noch nicht gewiß überzeugt wäre, ob der Krieg in welchem er jetzt streiten soll, recht oder unrecht sey, so müßte er, aller seiner Zweifel ungeachtet, doch gehorchen. Denn daß er verbunden sey, die Befehle seines Oberherrn zu befolgen, so lange sie nicht offenbar unrechtmäßig sind, kann er mit völ=

fehle seines Oberherrn, weil in dem ersten Falle, das Kind als unmündig, also noch nicht im völligen Gebrauche seiner Vernunft, und die Eltern als die moralischen Vormünder des Kindes betrachtet werden. Im letztern Falle sind aber die Unterthanen eben sowohl mündig, als ihr Oberherr; und bedürfen keines moralischen Vormundes mehr.

Sollte aber die erste Meynung Kants und sein Grund dafür gültig seyn, so müßte man keinen einzigen Befehl des Regenten unbefolgt lassen. Man müßte z. B. alle Irrthümer in der Religion, die er zu verbreiten befiehlt, — auch bey der festesten Ueberzeugung, daß es Irrthümer seyn — verbreiten helfen, weil es doch möglich wäre, daß ein Oberhaupt des Staates auch die Verbreitung der Wahrheit gebieten könnte. Durch die Beobachtung eines solchen Befehls, würde man aber doch in der That eine unmoralische Handlung begehen. Und dies will Kant doch sicher nicht.

völliger Ueberzeugung wissen. Wäre er aber z. B. von der Unrechtmäßigkeit der Theilung Pohlens so fest überzeugt, als ich es bin, so müßte er sich auf keinen Fall dazu verstehen, diese Theilung befördern zu helfen. Und hier glaube ich, wird jeder mit mir übereinstimmen, der die Sache von ihrer moralischen Seite betrachtet. Denn kein Mensch muß sich von einem andern, als ein Mittel zur Erreichung eines unmoralischen Zweckes gebrauchen lassen.

Hr. G–n. Man würde aber den, der den erhaltenen Befehl nicht befolgen wollte, als einen der wider die Subordination gehandelt hätte, mit den härtesten Strafen belegen.

Ch. Vielleicht würde dies nicht immer der Fall seyn, denn nur sehr verdorbene Richter können einen Menschen zur Strafe verurtheilen, weil er moralisch gut handelt; besonders wenn er seine Vorstellungen mit gehöriger Bescheidenheit vortrüge, und sich verbindlich machte, die Pflichten eines getreuen Unterthanen, in allen andern Stücken, wenn sie der Moralität nicht widerstreiten, zu erfüllen. Aber freylich bleibt auch der Fall noch immer möglich, daß man ihm seine Weigerung als ein Verbrechen wider die Subordination anrechnete, und ihn dafür bestrafte. In diesem Falle aber blieb ihm kein Ausweg übrig, als die Strafe willig über sich zu nehmen. Denn ein Mensch, dem es Ernst

ist moralisch gut zu seyn, muß den Gesetzen seiner Vernunft mehr als den Gesetzen seines Regenten subordinirt seyn, und sich durch keine Folgen abschrecken lassen, anders zu handeln. — Freylich sollte auch das Oberhaupt des Staates die Glückseligkeit seiner Unterthanen so wenig als möglich stören, und es handelt also offenbar unrecht, wenn es denjenigen bestraft, der sich seine unsittliche Befehle zu vollziehen weigert; theils weil es ihn durch Zwang zur Uebertretung der moralischen Gesetze bewegen will, theils weil es muthwillig seiner Glückseligkeit Abbruch thut. Den Unterthanen aber ist es nicht erlaubt, dieser Störung seiner Glückseligkeit von Seiten seines Oberherrn Gewalt entgegen zu setzen, weil er nur unter der Bedingung für seine Glückseligkeit sorgen soll, daß er keine seiner Pflichten übertrete. Thätliche Widersetzung gegen seinen Oberherrn wäre aber wider seine Pflicht. Und er muß also eher seine ganze Glückseligkeit aufopfern, als die Pflichten gegen seinen Oberherrn übertreten, wenn dieser auch noch so ungerecht gegen ihn handelte.

Hr. G—n. Sollte es aber nicht in diesem Falle dem Soldaten erlaubt seyn, ohne Erlaubniß des Regenten, aus dessen Dienst zu treten?

Ch. Nein. Denn wenn der Oberherr auch die Pflichten gegen seinen Unterthan übertritt,

so hat deshalb doch der Unterthan noch kein Recht die Pflichten gegen seinen Oberherrn unerfüllt zu lassen. Das erste thut nun freylich der Oberherr, wenn er vom Unterthan etwas verlangt was dessen Moralität widerstreitet, und jede Verbindung ist schon dadurch aufgehoben, wenn sie auf etwas unmoralisches sich gründet. — Allein dies ist in keiner rechtmäßigen Verbindung zwischen Unterthanen und Oberherrn der Fall. Wenn also die erstern auch nicht das thun können und sollen, was dem Sittengesetz widerstreitet, so bleiben sie doch in allen andern Fällen verbunden ihm Gehorsam zu leisten, das können sie aber nicht thun, wenn sie sich ohne dessen Erlaubniß in das Land eines andern Regenten begeben; vielmehr handeln sie schon dadurch ihrem einmal gegebenen Versprechen zuwider.

Hr. G—n. Wenn alle Unterthanen so moralisch gut dächten, so hätte der Oberherr freylich keinen Aufruhr von ihnen zu befürchten, obgleich manches Unternehmen der Regenten, welches ihnen jetzt zu gelingen scheint, nicht hätte ausgeführt werden können. Polen z. B. wäre gewiß ungetheilt geblieben, wenn die obige moralische Denkungsart die preußische und rußische Armeen belebt hätte. — Und ich sehe es nun wohl ein, daß ein Regent solche Schriften, welche die Unmoralität seiner Handlungen ans Licht bringen, nicht aus der Ursache verbieten

dürfte,

dürfte, weil er befürchten müßte, seine Unterthanen würden dadurch zum Aufruhr gegen ihn verleitet werden, so lange nämlich die Denkungsart bey ihnen angetroffen wird, die sie von ihnen verlangen. Allein der geringste Theil der Unterthanen denkt und handelt nach diesen Gründen, es könnte also doch wohl geschehen, daß wenn ein Volk schon zum Aufruhr geneigt wäre, es sich durch das Lesen solcher Schriften in seiner Neigung bestärkte, und also doch eine Revolution zu Stande käme.

Ch. Dieser Fall ist sehr möglich und wahrscheinlich, ja er wird gewiß bald überall eintreffen; wenn die Regenten nicht in Zeiten aufhören werden, die Rechte ihrer Unterthanen gleichsam mit Füßen zu treten; wenn sie fortfahren die Völker zu bekriegen, die das Joch ihrer Tyrannen abgeworfen haben; wenn sie über Regierungsangelegenheiten zu sprechen und zu schreiben verbieten; wenn sie gegen Personen, die ihnen nur im geringsten verdächtig sind, mit der äußersten Strenge verfahren, und überhaupt Mißtrauen gegen die Treue ihrer Unterthanen zeigen; wenn sie anstatt Handel und Gewerbe zu befördern, diese durch unnöthige Kriege zu Grunde richten. — Deshalb thäten die Oberhäupter der Staaten am klügsten wenn sie sich warnen ließen, wenn sie aus dem Schaden anderer klug würden und ihrer Macht, die doch

eigentlich in den Händen des Volks liegt, nicht zu viel trauten; wenn sie die Geduld ihrer Unterthanen nicht zu sehr auf die Probe setzten; wenn sie die Regeln der Politik nur dann befolgten, wenn sie nicht den Sittengesetzen widersprechen, kurz: wenn sie das wären, was sie seyn sollten. Warlich! dann würden unter der Oberherrschaft vernünftige Gesetze, Regenten und Unterthanen beständig in dem besten Verhältniß stehen und beyde Theile würden sich bestreben einander in Erweisung ihrer Liebe gegen einander aus freyen Stücken zuvorzukommen.

Hr. S–n. Ich bin vollkommen ihrer Meynung. Erlauben sie mir nur noch eine einzige Frage. Gesetzt es kommt in einem Lande würklich zu einer Revolution, ist es der Pflicht zuwider, es mit der Parthey zu halten, welche die Revolution bewürkte?

Ch. Hiebey kommt es viel auf die vorige Verfassung des Staates an. Ist es nach dieser nicht erlaubt, das Oberhaupt seines Ansehens zu berauben, so muß man dem vorigen Oberherrn getreu bleiben. Denn, daß dies der größte Theil nicht thut, kann uns nicht von unserer Pflicht freysprechen. Hat sich aber eine Nation das Recht vorbehalten, oder ist es ihr ohne ihre Einwilligung geraubt worden, sich ihr Oberhaupt selbst zu wählen, so ist hier der Wille des Volks der Regent, dem man sich unterwerfen

muß.

muß. Und in diesem Falle thut man offenbar recht, wenn man an einer solchen rechtmäßigen Revolution Theil nimmt. — Was die Klugheit in diesem Falle anrathen würde, ist eine andere Frage, doch — deren Beantwortung haben sie ja nicht von mir verlangt.

Eines Tages waren unsere Wanderer bey einem Prediger Namens L—e, einem vernünftigen, rechtschaffenen Manne, in einem vertrauten Gespräche begriffen, als diesem durch ein Circulair bekannt gemacht wurde, daß auf Befehl des Königs, künftigen Sonntag ein allgemeines Dankfest wegen des Sieges den die Preußen über die Pohlen bey Skelze erhalten hatte, gefeyert werden sollte. Der Text zu der Dankpredigt wurde zugleich mitgeschickt.

Dies setzt mich in keine kleine Verlegenheit, sagte der Prediger L—e. Ich verabscheue den jetzigen Krieg, weil es so ganz offenbar ein ungerechter Krieg ist. Und nun soll ich Gott danken, daß die Macht der Ungerechten, über die Schwäche der Unrechtleidenden gesiegt hat? Warlich dies kann ich nicht! Ich würde der nichtswürdigste Heuchler seyn; ich würde Gott lästern und mein Amt, dies Amt der Wahrheit und der Tugend, schänden, wenn ich es thäte.

Joh. Ich fühle es Freund! Ihre Verlegenheit muß sehr groß seyn, sie müssen ohngefähr das fühlen, was sie fühlen würden, wenn ein

gewöhnlicher ungekrönter Räuber zu ihnen käme, dem es so eben gelungen wäre, einen Reisenden, der sich gar nicht darauf gefaßt gemacht hatte, sich wider Räuberanfälle zu sichern, mit Gewalt zu berauben, — und dieser Räuber bäte sie nun, künftigen Sonntag, vor der versammelten Gemeine, Gott in seinem Namen zu danken, daß er sein Vorhaben glücklich ausgeführt, und nun eine lange Zeit von seinem Raube ruhig und vergnügt leben könnte.

Pred. L—e. In der That, so ists.

Ch. Was soll man aber von denen denken, die die Tochter der Tugend, die Religion, so zum Deckmantel ihrer Schandthaten gebrauchen? Warlich! Ihnen könnte man zurufen, was einst Jesaias (Cap. 1. 14–18.) als spräche er im Namen Gottes, den Juden sagte: Meine Seele ist Feind euren Dankfesten, ich bin derselben überdrüßig, ich bins müde zu leiden. Und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts. Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen. Lasset ab vom Bösen. Lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, aber unterdrückt selbst nicht. Schaffet dem Unrechtleidenden Recht, und führet die Sache, derer die jemals leiden. — Und denn erst kommt mir

zu

zu danken. — Gewiß! der Leidende, den seine Leiden zur Unzufriedenheit, zum Murren gegen Gott verleiten, fehlt weniger, als derjenige, der Gott bey solchen Gelegenheiten dankt, wo er sich im Gefühl seiner Unwürdigkeit vor ihm in den Staub werfen und sagen sollte: Gott sey mir Sünder gnädig!

Joh. Werden sie aber auch den Befehl des Königs vollziehen?

Pred. L—e. Widersetzen kann ich mich demselben freylich nicht, aber buchstäblich ihm nachkommen, eben so wenig. Die Mitglieder meiner Gemeine sind alle so von der Unrechtmäßigkeit des jetzigen Kriegs überzeugt als ich es bin. — Wie verächtlich müßte ich ihnen nun vorkommen — da sie zum Theil meine Denkungsart in diesem Stücke kennen, — wenn ich, bloß weil es so verlangt wird, heuchele. Sie müßten nothwendig alles Zutrauen zu mir verlieren. Ich werde also nur diesen Vorfall zur Beförderung einer moralischen Denkungsart anzuwenden suchen.

Ch. Daran werden sie recht thun; obgleich ich nicht glaube, daß dies die Absicht ist, weswegen der König ein Dankfest feyren läßt.

Pred. L—e. Gewiß ist sie das nicht. — Ich glaube vielmehr daß er eben die Absicht dabey habe, die ein Kalife in den alten Zeiten

hatte, unter dessen Regierung die Dankfeste eingeführt wurden.

Joh. Und welche Absicht hatte dieser?

Pred. L—e. Das sollen sie gleich erfahren. Ich will ihnen die Stelle doch vorlesen, die mir darüber Belehrung gegeben *). Hier in diesem Buche werden die Grundsätze und Vorschriften bekannt gemacht, nach welchen die Regenten in den ältesten Zeiten handelten. Im zehnten Kapitel, welches die Vorschriften zum Verhalten in Absicht der Kriege enthält, lautet die siebente Vorschrift folgendermaßen:

„Stelle in deinen Ländern häufige Dankfeste für die eroberten Städte und erhaltenen Siege an."

„Der größere Hause der Unterthanen verzeiht seinem Oberherrn schon vieles, wenn derselbe nur im Kriege glücklich ist. Man wandte daher von jeher alles an, um den Unterthanen so viel als möglich Glauben an die glücklichen Fortschritte des Krieges beyzubringen. Daß nun in dieser Rücksicht, die Nachrichten welche in

*) Siehe: Moral der Könige in den ältesten Zeiten, erläutert durch Beyspiele aus der wirklichen Geschichte. Scheschian bey Machiavellis Erben 1172. pag. 173—177.

in dem Lande eines kriegführenden Regenten öffentlich bekannt gemacht werden, alle Vorfälle im Kriege, so viel als möglich vortheilhaft für den Regenten erzählt werden, versteht sich wohl von selbst. Und schon diese, wenn gleich bey dem ersten Blicke partheyischen und übertriebenen Nachrichten, trugen nicht wenig dazu bey, den Eifer für den Oberherrn zu beleben. — Indessen fehlte ihnen doch noch immer das feyerliche, was ein allgemeines Dankfest für eine gewonnene Schlacht, oder für eine eroberte Stadt hat. Es war daher sehr klug von den Regenten in vorigen Zeiten gehandelt, daß sie während eines Krieges oft solche Dankfeste verordneten, oft so gar dann sie halten ließen, wenn sie eben keine große Ursache zum Dank hatten."

„Durch solche Dankfeste rettete einst der Kalife Abu-Ben-Hamid sein Reich vom Untergange. Er hatte schon einige Jahre einen eben so unrechtmäßigen als unglücklichen Krieg mit seinem mächtigsten Nachbar geführt. Seine Unterthanen, welche es wußten, daß dieser Krieg höchst ungerechter Weise angefangen und ohne Ueberlegung fortgesetzt ward, fingen schon an zu murren und sich zu widersetzen, wenn sie mehrere Abgaben entrichten, und mehrere Menschen an die unglücklichen Kriegsheere abschicken sollten. Mancherley wurde angewandt, den vorigen Patriotismus der Unterthanen zu beleben, aber

alles war vergebens. Man suchte die Rechtmäßigkeit des Krieges mit so vielen Scheingründen zu vertheidigen, als nur möglich war, aber sie waren doch zu schwach, als daß nicht jeder das Unbeweisende derselben eingesehen hätte. Man machte die vortheilhafteste Nachrichten von dem Glück der Waffen des Abu-Ben-Hamid bekannt, man stellte jeden Verlust so klein und jeden kleinen Vortheil so groß als möglich vor, aber das Volk wurde durch Nachrichten von der andern Parthey, und durch die schlechten Fortschritte des Kriegsheeres des Kalifen vom Gegentheile belehrt, und maß diesen Nachrichten inskünftige keinen Glauben bey. Man suchte diejenigen, welche über diesen Krieg freymüthig ihr Urtheil sagten, bald durch Bestechungen, bald durch Bestrafungen zum Stillschweigen zu bringen; die Unterthanen erfuhren dies und wurden noch aufgebrachter."

„Endlich gab der Oberpriester — der als ein Menschenkenner wohl wußte, wie sehr religiöse Handlungen, wenn sie durch äußern Pomp auf die Sinnlichkeit wirken, die Gemüther zu jeder Stimmung bringen, in welcher man sie zu haben wünscht — dem Kalifen den Rath, bey dem ersten glücklichen Vorfalle ein allgemeines Dankfest anzustellen. Der Kalife befolgte diesen Rath; und sahe die augenscheinlichsten Vortheile davon. Das Volk wurde durch die vermeynte

Religiosität seines Oberhauptes, durch die Reden die bey dieser Gelegenheit gehalten, durch die Feyerlichkeiten, die dabey angestellt wurden, in eine Art von Enthusiasmus gesetzt, in einen Enthusiasmus, der sich durch die Bemerkungen einiger mehr vernünftigen, aber weniger sinnlichen Männer: Daß Dankfeste in einem Kriege wahre Gotteslästerung wären u. s. w.; durch die Seufzer, Klagen und Thränen derer, die jetzt ihre verlorne Väter, Männer und Kinder beweinten; durch den Anblick der in diesem Kriege am Körper verkrüppelten, und zu allen Geschäften unbrauchbar gemachten Männer, nicht unterbrechen ließ. — Das Volk hofte nun durch das Glück des Kalifen bald das Ende des Krieges zu erreichen, und mit ihm die Früchte des Friedens zu genießen. Und da mit diesem Dankfeste zugleich eine Bitte an sämtliche Unterthanen, um Unterstützung für die für das Vaterland — so sagte man — streitenden Mitbürger und deren zurückgebliebenen Frauen und Kinder verbunden war, so wurden in dem ersten Feuer außerordentlich große Beyträge gegeben, und mancher gieng mit Freuden selbst zum Kriegsheer, um für das Beste des Vaterlandes — wie er glaubte — zu streiten."

„Alle diese Umstände bewürkten einen bessern Fortschritt des Krieges, so daß Abul-Ben-

Hamid bald darauf einen Frieden ohne sonderliche Nachtheile schließen konnte."

Joh. Wenn dieser hier erzählte Ursprung, der Dankfeste im Kriege — wie ich glaube — auch nur erdichtet seyn sollte, so beweißt er doch, was alle jetzige Dankfeste — wenn man sie mit dem sonstigen Verhalten der Regenten vergleicht — beweisen, daß sie nicht aus Religiosität, sondern aus Politik angeordnet werden.

Christus und Johannes waren sehr begierig ihren Freund an dem Dankfeste predigen zu hören, und zu sehen, wie er sich aus seiner Verlegenheit ziehen würde. Er that dies auf eine Art, daß sie völlig mit ihm zufrieden waren, und ihn keines Mißbrauchs der Religion, der hier so schwer zu vermeiden war, beschuldigen konnten.

Ich habe die Abschrift dieser Predigt, als eine Beylage, in dem Reisejournal unserer Wanderer gefunden; ganz werde ich sie aber nicht mittheilen, sondern nur einige Stellen auszeichnen, um zu zeigen, daß ein Geistlicher, der die Religion und sein Amt schätzt, auch da von der Würde beyder nichts vergeben darf, wo ein großer Theil seiner Amtsbrüder, die selbst keine Würde haben, und dahero auch die Würde der Religion nicht kennen, sich als gehorsame Diener, in Vollziehung auch der unmoralischen Befehle zeigen.

„Schrecklich, so fieng Herr Prediger L—e seine Predigt an, schrecklich, meine Freunde, ist das Schicksal eines Landes, das ein Schauplatz des alles verheerenden Krieges wird; eines Krieges, in welchem Recht, Gerechtigkeit und Menschlichkeit verlacht und verhöhnt werden; eines Krieges, in welchem der Bewohner des Landes, täglich die Beraubung dessen befürchten muß, was sein Fleiß in vielen Jahren mühsam erwarb; in welchem er mit jedem Tage den traurigsten Nachrichten von dem Tode der Seinigen entgegen sieht, und selbst seines eigenen Lebens nicht sicher ist; kurz: eines Krieges, der in kurzer Zeit die blühendsten Gegenden, die bevölkertsten Städte in Wüsten und Einöden verwandelt, und aufgethürmte Haufen menschlicher Leichname als Spuren seines Dagewesenseyns zurück läßt. Wichtig muß dem Bewohner eines solchen Landes eine jede Vorschrift seyn, die entweder den letzten Funken seiner Hofnung, auf einen nahen Frieden, in ihm verlöscht, oder denselben von neuem anfacht. Selbst denen müssen ähnliche Nachrichten wichtig seyn, die zwar, was ihr und der ihrigen Leben betrift, nichts zu fürchten haben, in deren Brust aber doch ein Herz schlägt, das an dem Schicksale, auch der entferntesten Mitbrüder, Theil nimmt; das den Leidenden, den Bedrückten Hülfe und Rettung, und den Bemühungen des Helfers

und Retters der Leidenden und Bedrückten, einen glücklichen Erfolg wünscht. Wichtig müssen Nachrichten von dem glücklichen oder unglücklichen Fortgang eines Krieges auch dem seyn, der jeden Vorfall, er mag einzelne Personen, oder ganze Völker betreffen, dazu anwendet, um daraus Regeln der Weisheit für sein Betragen abzuleiten. Dies zu thun sey auch heute unser Geschäfte, da wir auf Befehl unsres Königs uns an einen Sieg erinnern sollen, den sein Heer über die Feinde davon getragen. Ich werde den mir gegebenen Auftrag dadurch zu erfüllen suchen, daß ich:

Die Schicksale ganzer Völker, als eine Schule der Weisheit für jeden einzelnen Menschen,

betrachte. Einige Anmerkungen, die ich darüber machen werde, sollen dazu dienen, euch euer eigenes Nachdenken, über die Wahrheit und die Anwendung des angeführten Satzes zu erleichtern.

Erste Bemerkung: Bey menschlichen Schicksalen ist stets Glück und Unglück abwechselnd.

Bald werden wir ein Volk gewahr, das, unbemerkt in seinem ersten Anfange, sich bald zu Beherrschern anderer Völker aufwirft; sich eine Zeit lang auf dieser Höhe erhält, und dann

durch mancherley Unglücksfälle in seine vorigen Grenzen eingeschlossen wird. Bald lernen wir hingegen ein andres Volk kennen, das Jahrhunderte lang fast den ganzen Erdkreiß beherrscht, und allen andern Nationen Gesetze vorschreibt, dessen Sprache, Gebräuche und Sitten in allen benachbarten Ländern angenommen werden, das durch Eroberungen, Bewohnbarmachung ungeheurer Gegenden, Anlegung der volkreichsten Städte und Errichtung der, dem Anscheine nach, unvergänglichen Denkmäler, sein Ansehn und seinen Anhang so feste zu gründen scheint, daß menschliche Macht es nicht zerstöhren kann. Aber die fernere Geschichte dieses Volkes belehrt uns eines andern. Bald wird es durch innere Unruhen, bald durch anfänglich kaum geachtete Feinde von außen so sehr von der erstiegenen Höhe herunter gestürzt, daß alle Spuren seiner Macht und seines Ansehns vertilgt werden, und nur noch sein Name und die Erzählung seiner Begebenheiten in den Geschichtbüchern der Menschheit aufbewahrt wird. Bald erfreut sich ein Volk seiner über andere Nationen erhaltenen Siege, und freudiges Jauchzen ertönt aus jedem, der Theil an seinen Schicksalen nimmt, nach kurzem aber verwandeln sich diese Freudengesänge in Klagelieder, und Verlust und Mangel pressen den Leidenden Seufzer und Thränen aus, u. s. w.

Diese

Diese Abwechselungen von Glück und Unglück sind ein Bild der gewöhnlichen Schicksale einzelner Menschen ꝛc. —

Zweyte Bemerkung: Glück und Unglück treffen nicht immer den, der es verdient.

So gewöhnlich es auch ist, daß die Menschen aus den glücklichen oder unglücklichen Schicksalen der Völker auf ihre Würdigkeit zur Glückseligkeit schließen, so kann doch wohl nicht leicht ein Schluß ungegründeter seyn, als dieser. List, größere Kriegsheere, Verrätherey u. dergl. haben, seitdem es Streitigkeiten unter den Völkern giebt, gewiß mehr dazu beygetragen, ein Volk über das andere zu erheben, als Weisheit und Rechtschaffenheit. Und denn, Freunde! wenn die Würdigkeit oder Unwürdigkeit zur Glückseligkeit immer mit dem Ausgange der Vorfälle eines Volkes in Uebereinstimmung wäre, wie ließe sich das mit der Abwechselung ihrer Schicksale vereinigen? Ist es wohl wahrscheinlich, daß z. B. ein Kriegsheer, das heute einen großen Verlust erlitten, und nach einigen Wochen den Sieg über seine Feinde davon trägt, sich in seinen Gesinnungen und Handlungen so gebessert hätte, daß es itzt mehr als vor einigen Wochen des Sieges würdig wäre? Lehrt es uns nicht auch die ältere und neuere Geschichte, daß

oft

oft ein Volk bloß deshalb angefeindet wird, weil es sich an Einsichten über seine Nachbarn erhebt, weil es nützliche Kenntnisse unter sich verbreitet, die diesen fehlen; weil es weise Einrichtungen trift, die aber die Macht oder die Einkünfte dieser verringern? Freylich wird ein Volk, das sich durch Einsichten, richtigen Vernunftgebrauch durch eine weisere Staatsverwaltung — in welcher die Menschenrechte des geringsten Unterthanen nicht weniger anerkannt werden, als die Rechte des Oberherrn; — und durch das Bestreben stets rechtschaffen zu seyn, sich vor andern auszeichnet; solch ein Volk, sage ich, wird sich freylich die Achtung jedes Vernünftigen verschaffen, und an innerm Wohlstande gewinnen. Aber weder jene Achtung, noch dieser Wohlstand werden vermögend seyn, es gegen allgemeine Landplagen, z. B. Mißwachs, Theurung, die weit überlegene Macht eines Feindes u. dergl. zu sichern. —

Laßt uns deshalb ein Volk nach seinen Schicksalen beurtheilen! Laßt uns nie diejenige für böse Menschen halten, welche Unglücksfälle leiden! Erinnert euch vielmehr an den weisen Ausspruch Christi, den er bey der Gelegenheit that, als einige Galiläer im Tumulte umgekommen waren. Er sprach nämlich: Meynet ihr, daß diese Galiläer, vor allen Galiläern Sünder gewesen sind, dieweil sie das erlitten

haben?

haben? Ich sage nein. Und wo ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle also umkommen. —

Lernet hieraus, nicht unzufrieden zu seyn, wenn auch euch bisweilen Unglücksfälle treffen, die ihr, so viel ihr wisset, euch nicht selbst zugezogen. Schreibt es aber auch nicht immer euren Verdiensten zu, wenn euch beglückende Vorfälle zu Theil werden. So wie oft Siege das Volk begleiten, das sich durch mancherley schändliche Thaten der Würde der Menschheit verlustig macht, so trift auch den oft äußeres Glück, der dessen weit weniger werth ist, als andere Menschen.

Dritte Bemerkung: Ganze Völker wie einzelne Menschen haben einen Hauptzweck, der endlich doch gewiß erreicht wird.

Wie nun immer größeres Wachsthum an Tugend, der Hauptzweck des einzelnen Menschen ist, so muß er auch der Hauptzweck ganzer Völker seyn, weil sich nichts höheres, nichts der menschlichen Würde angemessenerс denken läßt. — Nun ists freylich nicht zu leugnen, daß ganze Völker noch immer weiter von dem Ziele der Vollkommenheit entfernt sind, als einzelne Menschen; es ist nicht zu leugnen, daß noch in vielen Staaten der Unterthan mehr nach seinem Range in der menschlichen Gesellschaft, als nach seiner

Würde

Würde als Mensch geschätzt wird, und daher oft Recht und Gerechtigkeit unterdrückt werden; es ist nicht zu leugnen, daß man noch hie und da die Veredelung des Menschen zu verhindern sucht, indem man sich bemüht ihnen die Freyheit des Geistes zu rauben, oder doch wenigstens unrechtmäßiger Weise einzuschränken und sie also von der schon erstiegenen Stufe zur Vollkommenheit wieder herabzustürzen sucht. Alles dieses und so vieles andere welches anzuführen hier nicht der Ort ist, läßt uns wohl keinen Zweifel übrig, daß die Verfassungen der Völker noch weit von dem Hauptzweck ihrer Bestimmung entfernt sind. Vergleichen wir aber die jetzigen Verfassungen, Gesetze und Einrichtungen, mit den Verfassungen, Gesetzen und Einrichtungen in den ältesten Zeiten, so werden wir es doch auch gewahr werden, daß man bey allem diesem schon im Ganzen mehr Rücksicht auf die Menschen, als vernünftige Wesen genommen. — Es ist in vielen Ländern wenigstens den Gesetzen nach nicht mehr erlaubt, einem Menschen das Leben, so ungestraft, als einem Thiere zu rauben. Man sorgt doch jetzt auch mehr als vormals, für die Geistesbildung auch der geringsten Mitglieder im Staate. — Die Kriege werden doch schon hie und da mit mehr Menschlichkeit als sonst geführt, und Recht und Gerechtigkeit wird oft dem Armen und Niedrigen, eben so gut zu Theil,

als dem Vornehmen und Reichen. Dies alles beweißt uns daß auch ganze Völker, wenn gleich nur langsam zum Ziele der Vollkommenheit fortschreiten, es aber doch einst wahrscheinlich erreichen werden.

Vierte Bemerkung: Zur Erreichung des Hauptzweckes einzelner Menschen und ganzer Völker sind so wohl glückliche als unglückliche Schicksale ein Beförderungsmittel.

Wenn ein Volk eine Reihe von Jahren die Wohlthaten des beglückenden Friedens genießt, wenn keine allgemeine Landplagen die Früchte des Landes verwüsten, wenn drückende Nahrungssorgen seinen Geist nicht niederschlagen, dann, meine Freunde! dann machen in einem solchen Lande die nützlichsten Kenntnisse und Wissenschaften die größten Fortschritte. Dann ist der Einwohner nicht in die Nothwendigkeit gesetzt, bloß für die Erhaltung seines Leibes zu sorgen, sondern er kann auch an die Bildung seines Geistes denken, und an der Veredelung seiner Gesinnungen arbeiten. Dann wird Ordnung und Recht weit mehr als sonst in höhern und niedern Ständen beobachtet, und der Herrschsucht und dem Eigennutz ist mancher Weg verschlossen, der ihm unter andern Umständen offen steht. — Auf der andern Seite hingegen dienen

auch

auch oft die traurigsten Schicksale dazu, Tugenden in einem Volke zu entwickeln, die sonst nie zur Ausübung gekommen wären. Wenn ein Land lange von Fürsten beherrscht worden ist, die mehr Unterdrücker als Beschützer und Versorger ihrer Unterthanen waren; so ist dies oft ein Sporn für ihre Nachfolger, dem gestifteten Uebel abzuhelfen, dem Volke eine vernünftige Freyheit zu geben, und mehr durch weise Gesetze, als durch unüberlegte Machtsprüche zu herrschen; kurz: ihre Unterthanen als vernünftige Geschöpfe zu behandeln. Wenn Mißwachs und Theurung die Bewohner eines Landes in die Nothwendigkeit setzt, Brod vor den Thüren ihrer reichern Mitbürger zu erbetteln; wie werden dann dadurch die Empfindungen des Mitleids und der Menschenliebe rege gemacht! welche rührende Beyspiele von Aufopferung und Wohlthätigkeit liefert uns dann nicht die Geschichte eines solchen Landes! wie wird dann nicht so mancher abgehalten zu trotzen auf seinen vergänglichen Reichthum und zu erkennen, daß es dauerhaftere Schätze giebt! — Wenn Kriege die Einwohner eines Landes mit allen unvermeidlichen Gefahren, und wirklichen Unglücke, das ihn, wenn er auch an sich glücklich geführt wird, immer begleitet, überhäufen, wie wird dann so manche edle That zum Besten des Vaterlandes vollzogen, wie opfert dann so mancher sein

Leben mit Freuden auf, um nur seine Mitbrüder von der Last, welche sie drückt zu befreyen; wie wird dann so mancher durch Menschlichkeit und Großmuth gegen seine Feinde ein der Nachahmung würdiges Muster. — So, meine Freunde! so helfen auch oft die drückendsten Landesplagen dazu, Tugenden in den Menschen zu entwickeln, die sonst nie zur Ausübung gekommen wären, durch deren Ausübung sie aber, obgleich auf einem rauhen Wege, dem Ziele der Vollkommenheit näher kommen. — Selbst solche Uebel, die sich ein Volk durch seine eigene Schuld zugezogen, sind oft ein Beförderungsmittel hiezu. — Wenn z. B. durch unrecht verstandene Begriffe von Freyheit und Gleichheit Partheyen in einem Lande entstehen, die unter dem Vorwande das Beste des Volks zu befördern, nur ihre Herrschsucht, ihren Eigennutz zu befriedigen suchen, und in dieser Absicht weder das Vermögen noch das Leben des Volks schonen; so muß es endlich dahin gebracht werden, Ordnung und weise Gesetze desto höher zu schätzen, und jene mißverstandene Begriffe zu berichtigen, welche, recht verstanden, die sichersten Grundpfeiler einer vernünftigen Staatsverwaltung sind. Laßt uns hieraus lernen, meine Freunde! wie auch wir erfreuliche und traurige Schicksale dazu anwenden müssen, um unsere Hauptbestimmung zu erreichen! —

Lasset uns in den Tagen des Glücks nicht die Sorge für unsern Geist und die Ausbildung des Herzens vergessen. — Laßt uns aber auch trübe Tage als eine Schule der Weisheit ansehen, und in ihnen die Tugenden üben, zu welchen sie uns Gelegenheit geben. Selbstverschuldete Leiden aber müssen uns in der Zukunft vor den Thorheiten und Lastern verwahren, aus denen sie entstanden. —

Auf die Art lasset uns jedes Schicksal, was ganzen Völkern wiederfährt, so auf uns anwenden, daß wir durch unser Nachdenken darüber weise und besser werden. Vor allen Dingen laßt sie uns dazu gebrauchen, daß wir einsehen lernen, wie nicht äußere Macht, nicht äußeres Ansehen, sondern das Bestreben immer weiser und besser zu werden, wahre Würde giebt, wahre Achtung verschaft, damit wir an uns selbst den Ausspruch Salomons bestätiget finden: E i n w e i s e r i s t b e s s e r d e n n e i n S t a r k e r, u n d w e r s e i n e s M u t h s H e r r i s t, b e s s e r d e n n d e r S t ä d t e g e w i n n e t.

Ein anderer Prediger, Namens T—m, welchen unsere Reisenden des Nachmittags hörten, suchte seinen Zuhörern zu beweisen, wie sie alle Ursache hätten Gott herzlich zu danken, daß der

König so glücklich gewesen, weil es ein Unglück für die preußische Armee gewesen wäre, wenn die polnische Nation gesiegt hätte.

Das kommt mir just so vor, sagte Christus, als wenn ein Dieb, dem sein unternommener Diebstahl glückte, Ursache zu haben glaubte, Gott zu danken, daß es ihm gelungen wäre, den andern zu bestehlen, weil es sonst ein großes Unglück für ihn gewesen wäre, wenn er, anstatt zu stehlen, von dem andern überwältiget, und der Obrigkeit zur Bestrafung überliefert worden wäre.

Diese Predigt erweckte nun auch in dem größten Theil der Zuhörer großes Mißvergnügen, welches aber nicht sowohl auf Rechnung ihrer Mißbilligung des Unmoralischen, als ihre politische Partheylichkeit zu setzen war. — Denn die Danziger waren über diesen Sieg der Preußen über die Pohlen sehr aufgebracht, weil sie nach demselben ihre Hoffnung von der preußischen Oberherrschaft befreyt zu werden, einige Grade sinken lassen mußten.

Fast alles was unsere Wanderer bis jetzt von dem Religionszustande in Preußen selbst zu bemerken, oder von andern zu erfahren Gelegenheit gehabt hatten, alles was sie während

ihres Aufenthalts in Danzig davon bemerkten und erfuhren, war nicht so beschaffen wie sie es wünschten und hoften. Sie hatten zwar hie und da Männer gefunden, welche sich mit dem größten Eifer bestrebten, die Wahrheit zu erkennen, und die erkannte Wahrheit zu verbreiten. Sie hatten Männer kennen gelernt, die in den Nachrichten welche von den Belehrungen Jesu bis auf unsere Zeiten gekommen sind, das Wesentliche von Nebendingen unterschieden, die nicht bloß bey dem Buchstaben stehen geblieben, sondern in den Geist derselben eingedrungen waren; Männer, die sich nicht begnügten, gelernte Worte andern mitzutheilen, sondern überall selbst nachdachten, und das Resultat ihres Nachdenkens zu ihrer eigenen und anderer Verbesserung anzuwenden suchten; Männer welche die Vernunft als die einzige lautere Quelle der Moralität ehrten, und Moralität für die einzige lautere Quelle der Religion hielten, und deshalb Vernunft und Moralität bey sich und andern zu befördern suchten. — Sie hatten Anstalten kennen gelernt, durch welche es auch dem gemeinsten Manne, der nur wenig Zeit an die Ausbildung seines Geistes verwenden kann, leicht werden muß, seine oft irrigen Begriffe von Sittlichkeit zu berichtigen, und die Ausübung seiner Pflichten in allen Umständen des Lebens kennen zu lernen; Anstalten, durch welche die

Tröstungen, welche die Religion jedem unschuldig Leidenden giebt, ihm bekannt werden, ihn zur Ertragung seiner Uebel stärken und mit den frohesten Aussichten in eine bessere grenzenlose Zukunft erfüllen können.

Auf der andern Seite aber, waren ihnen noch weit mehr Männer vorgekommen, welche die willkührlichsten Meynungen aus den Zeiten der tiefsten Finsterniß, als die ausgemachtesten heilsamsten Wahrheiten zu verehren schienen, und diese Verehrung als unerläßliche Pflicht auch von andern forderten; Männer, welche die Annahme und das Bekenntniß der widersinnigsten, alle Moralität untergrabenden Irthümer zur Hauptangelegenheit des Menschen machten. Männer welche die Vernunft verlästerten und ihren Gebrauch für die größte Sünde hielten; Männer, welche die Lehre Jesu so entstellten, daß sie in dieser Verunstaltung dem Wahrheit und Tugend liebenden Menschen verabscheuungswürdig seyn mußten; Männer, welche die heilsame Lehre nicht litten, sondern ihre Ohren von der Wahrheit wandten und zu den Fabeln zurückkehrten u. s. w. Sie hatten gefunden wie man die besten Anstalten zur Verbreitung des Irthums und Aberglaubens mißbrauchte, und wie jede Verbesserung in denselben, in den herrschenden Irthümern die größte Schwierigkeit fand. Sie hatten gesehen, wie noch

noch jetzt eben so, als in uralten Zeiten, die Menschen sich lieber durch äußere Gebräuche, äußere Bekenntnisse und dergl., als durch Rechtschaffenheit das Wohlgefallen Gottes zu verschaffen suchten; wie man noch fast überall mit der Religion ein Gewerbe treibe, und sie deshalb so einzurichten bemüht sey, wie die Menschen, die von den Forderungen ihrer Sinnlichkeit keine unbefriedigt lassen wollen, sie am liebsten haben. — Aus allem diesen konnten sie urtheilen, daß die Menschen noch fern vom Reiche Gottes wären, daß sie unter diesen Umständen noch lange nicht geschickt seyn würden Mitbürger und Gesetzgeber im Reiche Gottes zu seyn. Dies alles machte sie traurig, so traurig wie es jeden Menschen machen muß, der Achtung für die Menschheit hat, der alle Menschen als seine Brüder liebt, der sie alle auf der Höhe wünscht, welche sie durch treue Befolgung der Vernunftgesetze ersteigen können. — Sie wurden jedoch mit neuen Hoffnungen belebt, als sie erfuhren, daß von Seiten der Landesobrigkeit viele Verordnungen bekannt gemacht, viele Anstalten theils verändert, theils ganz neu errichtet waren, welche, wenigstens dem Vorgeben nach, alle auf die Verbesserung des Religionszustandes abzweckten. Sie hatten zwar hie und da auch wohl schon davon reden gehört, allein noch selbst nichts davon gelesen. Sie wollten

also dem Nachtheiligen, was sie davon erfahren nicht völligen Glauben beymessen, sondern erst selbst prüfen. Sie glaubten, es würde mit diesen Verordnungen und Anstalten wie mit allem Neuem gegangen seyn, bey welchem die Liebhaber des Alten die fehlerhafte Seiten, die Unvollkommenheiten immer zuerst entdecken. — Sie ließen sich also in ihren Erwartungen nicht stören. Preußen dachten sie, hatte vorher einen Regenten, der seinen Unterthanen völlige Freyheit in Religionsangelegenheiten ließ. Wahrscheinlich hat man unter seiner Regierung diese Freyheit genutzt; man hat manchen Irthum eingesehen und abgelegt; man findet also viele alte Anordnungen und Anstalten, die vor einigen Jahrhunderten zu entschuldigen waren, jetzt nicht mehr zweckmäßig und wünscht Abänderungen u. s. w. Es ist also löblich, daß die Landesobrigkeit — der sonst wohl kein Recht zusteht, sich in Religionssachen zu mischen — dem Verlangen der Unterthanen entgegen kommt, daß sie das Unzweckmäßige abschaft, und die Hindernisse zur Verbreitung richtiger Kenntnisse und gemeinnütziger, die Sittlichkeit befördernder Wahrheiten, wegräumt. Wahrscheinlich ist dies die Absicht aller dieser neuen Verordnungen und Anstalten — und dann muß es eine wahre Freude sie kennen zu lernen, seyn. Diese Kenntniß wollen und müssen wir uns verschaffen,

fen, sagte Christus. Die Freude darüber soll uns für so manche traurige Stunden entschädigen, in welchen wir bemerkten, wie man meine so gut gemeynte Belehrung mißverstanden und gemißbraucht. Laß dies unser Geschäfte bey unserm Freunde in Pommern seyn, der unsere Freude gewiß mit uns theilen wird. — Laß uns eilen dahin zu kommen, damit wir diese Freude bald, bald genießen! —

Das wollen wir, sagte Johannes: Laß uns morgen abreisen.

Unsere Freunde führten ihren Vorsatz aus. Um desto geschwinder die gehofte Freude zu genießen, setzten sie sich den folgenden Tag auf die Post und fuhren aus Danzig ab.

Siebentes Kapitel.

Reise von Danzig nach Güstrow in Pommern.

Die Reise unserer Wanderer gieng jetzt schnell von statten. Sie dachten unterweges fast an nichts, als an die Beschaffenheit der Anordnungen und Anstalten, die sie bald kennen zu lernen hoften. Sie überlegten, auf welche Art sie dieselbe wohl eingerichtet hätten, wenn dies auf sie angekommen wäre, und wünschten nichts so sehr, als sie noch besser zu finden, als sie sich dieselbe vorstellten. — Reisegefährte hatten sie nur wenige, und unter ihnen war keiner, mit welchen sie in eine Unterredung kommen konnten, welche meinen Lesern wichtig wäre. Ich eile also zu dem Urtheile unserer Wanderer über die neuen preußischen Anordnungen und Anstalten in Religionssachen, und zu ihrem Aufenthalte und Schicksale in Berlin. — Nur noch weniges will ich von ihrer Reise erzählen.

In einem Dorfe hinter Lauenburg dem ersten Städtchen in Pommern fanden sie einen Knaben von ohngefähr 10 Jahren, der beyde Füße gebrochen hatte, die so schlecht geheilt waren, daß er sich nur mit Mühe von einer Stelle zur andern bewegen konnte. Sie fragten die Mutter dieses Knaben, wie ihr Sohn zu diesem Unglück gekommen wäre?

Ja wohl, sagte die Frau, ist mein Sohn recht unglücklich. Für sein ganzes Leben ist er nun ein Krüppel. Indessen tröstet mich doch das, daß er es auf eine so fromme Art, und ich kann wohl mit Recht sagen, zur Ehre Gottes geworden.

Ch. Das verstehe ich nicht, liebe Frau! Wie kann man zur Ehre Gottes die Füße brechen.

Die Frau. Das will ich ihnen wohl sagen! — In der Weihnachtsnacht wird hier auf eine so schöne Art vorgestellt, wie die heilige Engel vom Himmel kommen und den Hirten verkündigen, daß Christus geboren worden. Da ist in der Decke unserer Kirche oben ein Loch, und da wird der, welcher den Engel vorstellt, an einen Stricke herunter gelassen. Dieser Engel singt denn das schöne Lied, welches sie auch wohl kennen werden: Vom Himmel hoch da komm ich her, und bring euch gute neue Mähr rc. — Da ist denn alles

so

so andächtig und es sieht so schön aus; denn der Knabe welcher den Engel, und die welche die Hirten vorstellen, sind alle weiß angezogen und haben Wachslichter in den Händen. — Ja, und da war nun voriges Jahr mein Sohn der Engel, weil es ein so hübscher Junge ist und weil er so schön singen kann. Und da habe ich mich recht herzlich darüber gefreut. Aber stellen sie sich nun das Unglück vor, als er halb unten war, riß der Strick; mein armer Sohn fiel herunter. Ich meynte nicht anders, als er hätte den Hals gebrochen, das wars nun wohl nicht, aber beyde Füße waren entzwey. — Unser Herr Pfarrer, der, Gott vergebe es ihm! schon lange dies alles nicht mehr leiden wollte, hat nun ordentlich darum angehalten, daß dies alles abgeschaft würde. Aber alle in der Gemeine haben gebeten, daß es bleiben, denn es war doch sehr schön und erbaulich. — Und nun wissen wir noch nicht wie es werden wird *).

Ch. Es scheint, liebe Frau! sie selbst wünscht noch, daß dieser Gebrauch beybehalten werden möchte.

Die

*) In Preußen wurde das hier gedachte Schauspiel vor einigen Jahren auch noch an einigen Orten aufgeführt — sollte es noch statt finden, so wäre es doch wohl die höchste Zeit, diesen unsinnigen Gebrauch abzuschaffen.

Die Frau. Ach ja! Freylich ist es mir betrübt, daß mein Sohn so viel hat ausstehen müssen und noch so viel leiden muß, aber der liebe Gott wird schon für ihn sorgen, weil er doch in seinem Dienst so unglücklich geworden.

Unsere Wanderer sahen wohl, daß es eine vergebliche Mühe seyn würde, dieser Frau ihren Irthum benehmen zu wollen; denn wenn die Vorstellungen des Pfarrers, wenn selbst die Liebe zu ihrem Kinde, der Anblick seines Unglücks dies nicht bewerkstelligen konnte; so war noch weniger zu vermuthen, daß es durch Vernunftgründe fremder Personen geschehen würde. — Sie begnügten sich also mit der Aussicht auf die Zeiten, in welchen die neuen preußischen Verordnungen in Religionssachen erst ihre gehörige Würkung gethan haben würden, weil alsdenn gewiß, wie sie glaubten alle falsche Begriffe von Gottesdienst, von Handlungen zur Ehre Gottes u. s. w. ausgerottet seyn würden.

In Cöslin blieben sie mit Vergnügen vor dem Denkmal stehen, welches die Einwohner dieser Stadt dem Könige Friedrich Wilhelm I. aus Dankbarkeit errichtet hatten, weil er die Stadt, welche im Jahr 1718 ganz abbrannte, neu und schön wieder aufbauen ließ. Nur solche Denkmäler, sagte Johannes, sollten sich die Regenten verdienen. Warlich! diese würden ihnen mehr Ehre bringen, als die durch

ihre

ihre Eroberungssucht eingeäscherten Dörfer und Städte, die, auch wenn sie dieselben wieder aufbauen lassen, doch immer ein Beweiß ihrer Unmenschlichkeit, wahre Schandsäulen sind. Und die Ehrensäulen welche man ihnen ihrer gewonnenen Schlachten, ihrer eroberten Provinzen, im ungerechten Kriege gewonnen und erobert, setzt, sollte man ganz vertilgen; man müßte sie denn als ein Beweiß aufbewahren wollen, wie sehr Menschen ihrer Pflichten vergessen, wie tief sie sinken können.

In Stettin hätten sich unsere Wanderer gern einige Stunden aufgehalten, wäre es auch nur gewesen, um an dem daselbst, von dem verdienstvollen Minister von Herzberg, Friedrich dem Einzigen errichteten Denkmale, ihrer Achtung und Liebe in einer Thräne zu zollen; allein sie reiseten eben zur Nachtzeit durch. Den folgenden Tag trafen sie in Güstrow bey ihrem Freunde den Herrn v. P. ein.

---

ihre Eroberungssucht eingeäscherten Dörfer und Städte, die, auch wenn sie dieselben wieder aufbauen lassen, doch immer ein Beweiß ihrer Unmenschlichkeit, wahre Schandsäulen sind. Und die Ehrensäulen welche man ihnen ihrer gewonnenen Schlachten, ihrer eroberten Provinzen, im ungerechten Kriege gewonnen und erobert, setzt, sollte man ganz vertilgen; man müßte sie denn als ein Beweiß aufbewahren wollen, wie sehr Menschen ihrer Pflichten vergessen, wie tief sie sinken können.

In Stettin hätten sich unsere Wanderer gern einige Stunden aufgehalten, wäre es auch nur gewesen, um an dem daselbst, von dem verdienstvollen Minister von Herzberg, Friedrich dem Einzigen errichteten Denkmale, ihrer Achtung und Liebe in einer Thräne zu zollen; allein sie reiseten eben zur Nachtzeit durch. Den folgenden Tag trafen sie in Güstrow bey ihrem Freunde den Herrn v. P. ein.

ihre Eroberungssucht eingeäscherten Dörfer und Städte, die, auch wenn sie dieselben wieder aufbauen lassen, doch immer ein Beweiß ihrer Unmenschlichkeit, wahre Schandsäulen sind. Und die Ehrensäulen welche man ihnen ihrer gewonnenen Schlachten, ihrer eroberten Provinzen, im ungerechten Kriege gewonnen und erobert, setzt, sollte man ganz vertilgen; man müßte sie denn als ein Beweiß aufbewahren wollen, wie sehr Menschen ihrer Pflichten vergessen, wie tief sie sinken können.

In Stettin hätten sich unsere Wanderer gern einige Stunden aufgehalten, wäre es auch nur gewesen, um an dem daselbst, von dem verdienstvollen Minister von Herzberg, Friedrich dem Einzigen errichteten Denkmale, ihrer Achtung und Liebe in einer Thräne zu zollen; allein sie reiseten eben zur Nachtzeit durch. Den folgenden Tag trafen sie in Güstrow bey ihrem Freunde den Herrn v. P. ein.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Venturini, Carl, 1768-1849

Die Peripatetiker Des 18ten Jahrhunderts oder Wanderungen Zweyer Aufklærer
oder Wanderungen Zweyer Aufklaerer

Bd.: Zweyter Theil

Athen ; [Altona] 1795

Polem. 2082-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10775592-1
VD18 80372228